

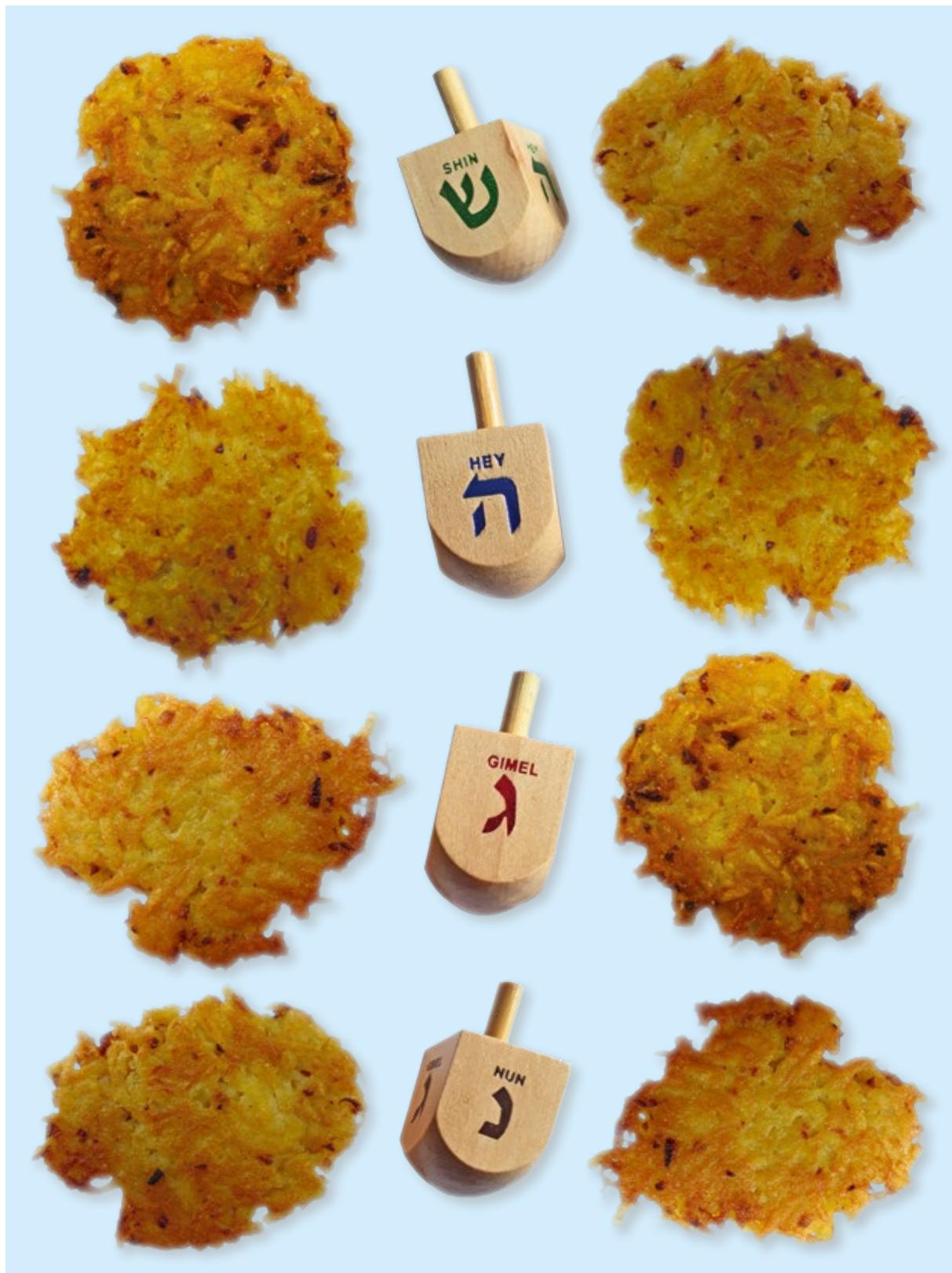
JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN

MITTEILUNGSBLATT DES LANDESVERBANDES DER ISRAELITISCHEN KULTUSGEMEINDEN IN BAYERN

33. JAHRGANG / NR. 137

חנוכה תשע"ט

2. DEZEMBER 2018





Chanukka-Leuchter aus dem Jüdischen Kulturmuseum Augsburg-Schwaben.

© JKMAS

Stolpersteine in der unterfränkischen Gemeinde Estenfeld

HIER WOHNTE
MAX MEYER
JG. 1898
VERHAFTET 14. 2. 1936
KZ BUCHENWALD
ERMORDET 24. 3. 1940

HIER WOHNTE
EMMA MEYER
JG. 1866
DEPORTIERT 1942
THERESIENSTADT
ERMORDET 1942 IN
AUSCHWITZ

HIER WOHNTE
LEO LÖWENTHAL
JG. 1876
DEPORTIERT 1942
THERESIENSTADT
ERMORDET 23. 9. 1942

Unser Titelbild: Chanukka-Traditionen Lattkes (Reibekuchen) und das Dreidel-Spiel. © MBR-JKMAS.

Bilder Rückseite: Nr. 1: Eröffnung der Zeller Sukka. © Sabine Pichler. Nr. 2: Der Würzburger Gemeindechor „Menora“. Nr. 3: Regensburger Schachturnier. Nr. 4: Venedig-Synagoge in Jerusalem, aus: 111 Orte in Jerusalem, die man gesehen haben muss, Emons Verlag. © Laszlo Trankovits. Nr. 5: Konzert Trio Canelle, Gemeinde Straubing. Nr. 6: Jüdisches Museum Berlin, Ausstellung „Welcome to Jerusalem“. © Yves Sucksdorff. Nr. 7: © Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf.

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

In diesen winterlichen und dunklen Tagen geben unsere Chanukka-Kerzen ein besonderes Licht. Und jeden Tag, mit jeder weiteren Kerze, wird es heller. Es sind diese typischen Chanukka-Traditionen, der Leuchter mit den acht Kerzen, das dazu gesungene Chanukka-Lied Maos Zur und die Lattkes, die Reibekuchen, die ich an diesem Feiertag mag. Rabbi Berger und Yizhak Ahren haben dazu und zur Bedeutung von Chanukka einige Erläuterungen und Gedanken für uns aufgeschrieben.

Aber Chanukka ist eigentlich ein historisches Fest. Es erinnert an den Kampf der Makkabäer und an die Wiedereinweihung des Tempels in Jerusalem vor über 2000 Jahren. Das ist ein „starkes“ Stück jüdischer Geschichte, bis heute traditionsbildend und identitätsstiftend. Als vor über 100 Jahren die erste jüdische Sportvereinigung der Neuzeit gegründet wurde, nannte sie sich Makkabi, nach den Priestern der Chanukka-Geschichte.

Für die jüdische Identität ist unser „historisches Gedächtnis“ unverzichtbar. Das betrifft die biblischen Ereignisse genauso wie die Schoa. „Die Gesellschaft braucht ein Gedächtnis“, sagen Aleida und Jan Assmann, „wie der Einzelne eins braucht: um zu wissen, wer wir sind und was wir erwarten können, um uns zu orientieren und zu entwickeln.“

Die beiden Kulturwissenschaftler Aleida und Jan Assmann haben im Herbst den „Friedenspreis des Deutschen Buchhandels“ in der Frankfurter Paulskirche erhalten. Das Zitat habe ich ihrer Dankesrede entnommen. Darin beschäftigen sie sich auch mit Fragen der Erinnerung, der Identität und dem „kulturellen Gedächtnis“. Diese wichtige Rede durften wir für



unsere Leser in diesem Heft ab Seite 9 nachdrucken.

Wir wissen nicht erst seit heute, dass sich Geschichte instrumentalisieren lässt, auch für politische Interessen. Genau das macht eine Partei, die seit einem Jahr im Bundestag und mittlerweile auch im bayerischen Landtag am ganz äußeren rechten Rand sitzt. Diese geistigen Brandstifter haben vor nichts Respekt. Sie instrumentalisieren die mutigen Widerstandskämpfer der Weißen Rose für ihre Zwecke. Sie verhöhnern die Opfer und Überlebenden der Schoa, indem sie die NS-Verbrechen relativieren. Sie betreiben Geschichtsklitterung und wollen unsere Gedenkkultur zerstören.

„Die Nation ist kein heiliger Gral, der vor Befleckung – Stichwort „Vogelschiss“ – zu

retten ist“, sagen Aleida und Jan Assmann, „sondern ein Verbund von Menschen, die sich auch an beschämende Episoden ihrer Geschichte erinnern und Verantwortung übernehmen.“ Beschämend sei allein diese Geschichte, nicht aber die befreiende Erinnerung an sie, die wir mit den Opfern teilen. Ich meine auch, wie die Preisträger, dass für die Identität das Erinnern wichtig ist. Durch Vergessen, Ignorieren und Leugnen kann keine Identität entstehen.

Unsere Gesellschaft teilt in ihrer großen Mehrheit einen Grundkonsens bezüglich der Verfassung, der Gewaltenteilung, der Unabhängigkeit des Rechts und der Menschenrechte. Er wird allerdings von rechts außen in Frage gestellt wie lange nicht. Deshalb gilt es, ihn zu verteidigen. Wir haben in den vergangenen Jahren die Demokratie und den Rechtsstaat als etwas Selbstverständliches hingenommen. Vielleicht als etwas zu Selbstverständliches.

Doch mittlerweile spüren wir: Ein Selbstläufer ist die Demokratie nicht. Wir müssen etwas dafür tun. Wir müssen mutig sein. Und sowohl die nachwachsenden Generationen als auch die Menschen aus anderen Kulturen und politischen Systemen müssen wir zu überzeugten Demokraten machen.

Das ist doch eigentlich eine wunderbare Aufgabe!

CHAG CHANUKKA SAMEACH

Ihr

Dr. Josef Schuster

Präsident

des Zentralrats der Juden in Deutschland und des Landesverbandes der IKG in Bayern

Chanukka 5779

Von Landesrabbiner Dr. Joel Berger . . 4
Chanukka ist ein Fest der Offenbarung
Von Yizhak Ahren 5

Kultur

Rosenbaumsche Laubhütte eröffnet . . 5
Muratti's Cigarettes J. Kronheimer & Co
Von Julia Schneidawind 7

Dokumentation

Friedenspreis 2018 – Dankesrede
von Aleida und Jan Assmann 9

Israel

Ausstellung „Welcome to Jerusalem“
Von Margret Kampmeyer
und Cily Kugelmann 14

111 Orte in Jerualem
Von Laszlo Trankovits 17

Nachrichten aus Frankreich

Meine Heimat ist mein Film
Von Gaby Pagener-Neu 19

Novemberpogrom 1938

„Sie haben ihn lebend abgeholt ...“
Von Gerd Genger
und Immo Schatzschneider 25

Aus den jüdischen Gemeinden

in Bayern 29

Buchbesprechungen 34

Russische Beiträge 36
Jiddischer Beitrag 40

IMPRESSUM

JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN
erscheint im April zu Pessach,
im September zu Rosch Haschana und
im Dezember zu Chanukka.

Redaktion: Benno Reicher,
redaktion@berejournal.de.

Herausgeber: Landesverband der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern K.d.ö.R.,
Effnerstraße 68, 81925 München.

Gesamtherstellung: Druckerei Höhn,
Inh. Martin Höhn, Gottlieb-Daimler-Str. 14,
69514 Laudenbach.

Chanukka

Von Landesrabbiner a. D. Joel Berger



Rabbiner Joel Berger

Chanukka, unser achttägiges Lichterfest, erinnert an die Wiedereinweihung des Tempels in Jerusalem im zweiten Jahrhundert v. d. Z., als sich unsere Vorfahren im makkabäischen Aufstand gegen ihre griechisch-syrischen Unterdrücker erhoben hatten. Chanukka, was auf Hebräisch „Einweihung“ bedeutet, beginnt am 25. des jüdischen Monats Kislew.

Chanukka, das Fest der Lichter, wird traditionell mit dem Anzünden der Chanukkija, dem achtarmigen Leuchter und dem Genießen von traditionellen Speisen und Spielen ausgelassen gefeiert.

Die Ereignisse, die dem Fest zugrunde liegen, fanden während einer besonders turbulenten Phase der jüdischen Geschichte statt. Um 200 v. d. Z. gelangte Judäa unter die Kontrolle von Antiochus III., dem Seleukidenkönig von Syrien, der es den dort lebenden Juden erlaubte, ihre Religion weiter zu praktizieren. Sein Sohn Antiochus IV. Epiphanes erwies sich als weniger tolerant und wohlwollend. Die alten Quellen berichten, dass er die Ausübung der jüdischen Religion verboten und den Juden befohlen hatte, griechische Götter zu verehren. Im Jahre 168 v.d.Z. überfielen seine Soldaten Jerusalem, massakrierten Tausende von Einwohnern und entweihten den Tempel, indem sie Zeus einen Altar bauten und innerhalb seiner heiligen Mauern auch anderen Götzen opferten.

Die Geschichte von Chanukka taucht nicht in der Tora auf, weil diese Begebenheiten sich erst nach dem Abschluss der kodifizierten biblischen Schriften ereigneten.

Unter Führung des Hohepriesters Matitjahu und seiner fünf Söhne brach eine

großangelegte Rebellion gegen Antiochus und der Monarchie der Seleukidenherrscher aus. Als Matitjahu 166 v.d.Z. starb, übernahm sein Sohn Jehuda, bekannt als Jehuda ha-Makkabi, „der Hammer“, das Ruder. Dieses hebräische Wort Makkabi ist ein Akronym, das für die hebräische Aussage *Mi Kamocha Ba'elim Adonai* steht. Es bedeutet: Wer ist wie Du, Herr, unter den Göttern? Obgleich stark unterlegen und überwältigt, führte Jehuda der Makkabäer seine Brüder und einige andere jüdische Männer in einen tapferen Kampf, um Zehntausende von Griechen zu vertreiben und den Tempel wieder einzuweihen.

Jehuda und seine Kämpfer konnten die syrischen Eroberer erfolgreich aus Jerusalem vertreiben, wobei sie sich weitgehend auf Guerillakriegstaktiken gestützt hatten. Jehuda forderte seine Anhänger auf, den Tempel zu reinigen, seinen Altar wieder aufzubauen und seine Menora anzuzünden – den goldenen Leuchter, dessen sieben Arme Wissen und Schöpfung versinnbildlichten und dazu bestimmt waren, auch jede Nacht weit in die Dunkelheit zu leuchten.

Laut dem Talmud, einem unserer zentralen Texte der nachbiblischen Zeit, erlebten Jehuda ha-Makkabi und die jüdischen Bewohner des Heiligen Landes, die die Wiedereinweihung des Tempels erleben konnten, als etwas, das sie für ein Wunder hielten. Obwohl es nur so viel reines Olivenöl gab, dass die Lichter der Menora für einen Tag brennen konnten, leuchteten die Flammen acht Nächte lang weiter, bis man neues, reines Olivenöl herstellen konnte. Dieses wundersame Ereignis inspirierte die jüdischen Weisen, ein jährliches achttägiges Fest zu proklamieren.



Sufganiot (Berliner). © Jüd. Museum Franken

Das erste Buch der Makkabäer, das nicht zu den Heiligen Büchern unserer Bibel gerechnet wird, erzählt eine andere Version der Geschichte, die eine achttägige Feier beschreibt, welche der Wiedereinweihung folgte, ohne jedoch auf das Wunder des Öles einzugehen.

Einige moderne Historiker bieten eine ganz andere Interpretation der Chanukka-Geschichte. Aus ihrer Sicht war in Jerusalem unter Antiochus IV. ein Bürgerkrieg zwischen zwei Lager ausgebrochen: in das Lager jener jüdischen Menschen, die sich in die vorherrschende Kultur, die sie umgab, assimiliert hatten und griechische und syrische Bräuche annahmen; und andererseits jener, die entschlossen waren, jüdische Gesetze und Traditionen durchzusetzen, sei es auch mit Gewalt. Am Ende setzten sich die Traditionalisten durch, wobei die Haschmonäer-Dynastie, angeführt von Jehuda Makkabis Bruder und seinen Nachkommen, den Seleukiden die Kontrolle über das Land Israel entriss und für mehr als ein Jahrhundert ein unabhängiges jüdisches Königreich unterhielt.

Einige unserer Gelehrten meinten, dass das erste Chanukka eine verspätete Feier von Sukkot gewesen sein könnte, das man während des makkabäischen Aufstandes nicht begehen konnte. Sukkot, einer unserer wichtigsten Feiertage, feiert man sieben Tage mit Gebeten, festlichen Mahlzeiten und Gästen in der Sukka.

Das Chanukka-Fest dreht sich um das Anzünden eines neunarmigen Leuchters, der auf Hebräisch Chanukkija genannt wird. An jedem der acht Nächte des Feiertages wird nach Sonnenuntergang eine weitere Kerze zu der Chanukkija hinzugefügt.

Die neunte Kerze, genannt „Schamasch“, (Diener), wird benutzt, um die anderen Kerzen zu entzünden. Bei dieser Zeremonie rezitieren wir Segenssprüche und stellen die Chanukkija gut sichtbar ins Fenster, um auch andere Menschen an das Chanukka-Wunder zu erinnern.

In einer weiteren Anspielung auf das Chanukka-Wunder werden traditionelle Chanukka-Speisen in Öl gebraten. Besonders beliebt sind die „Latkes“ (Kartoffelpuffer) und die „Sufganiot“ (Berliner). Andere Chanukka-Bräuche umfassen das Spielen mit vierseitigen Kreiseln, die Dreidel genannt werden, und das Austauschen von Geschenken unter den Familienmitgliedern.

Chanukka ist ein Fest der Offenbarung

Eine philosophische Betrachtung von Yizhak Ahren

Sowohl vor dem Anzünden der Chanukka-Lichter als auch danach machen wir uns die Bedeutung dieser religiösen Handlung deutlich. Unsere Aussagen sind deshalb notwendig, weil der Sinn eines Lichtes keineswegs eindeutig ist. So kann eine Kerze lediglich der Erhellung eines Raumes dienen oder eine symbolische Bedeutung haben. Die Liturgie schließt mögliche Missverständnisse aus.

Vor dem Entzünden der Chanukka-Lichter lautet der zweite Segensspruch: „Gesegnet seiest du, Ewiger, unser Gott, König der Welt, der für unsere Väter Wunder getan in jenen Tagen zu dieser Zeit.“ Und während man die Lichter anzündet, erklärt man: „Diese Lichter zünden wir an über die Wunder und über die Siege und über das Außerordentliche, das du unseren Vätern durch deine heiligen Priester hast geschehen lassen. Alle acht Chanukka-Tage sind diese Lichter ein Heiligtum, und wir haben keine Befugnis, uns ihrer zu bedienen, sondern nur sie zu sehen, um deinem Namen für deine Wunder und deine Hilfe und deine außerordentlichen Waltungen zu danken.“

An allen Chanukka-Tagen fügt man in das zentrale Achtzehn-Gebet sowie in das Tischgebet folgende Sätze ein: „Für die Wunder, für die Befreiung, für die Allmachtstaten, für die Siege und für die Kämpfe, die du unseren Vätern in jenen Tagen zu dieser Zeit bewirkt hast.“ Es folgt dann eine ins Detail gehende Beschreibung der Ereignisse in den Tagen der Hasmonäer, die in jedem Siddur nachzulesen ist.

Da in den eben zitierten Texten immer wieder von Wundern die Rede war, liegt es nahe, sich die Frage nach der Bedeutung des Wunders im Judentum zu stellen. Vor etwas mehr als hundert Jahren hat der jüdische Religionsphilosoph Dr. Isaac Breuer (1883–1946) eine lehrreiche Abhandlung über den Begriff des Wunders im Judentum veröffentlicht. Dieser Aufsatz ist 2017 im Rahmen der Werkausgabe seiner Schriften (Band 1) neu gedruckt worden. Breuers Ausführungen hat der Mitherausgeber der Werkausgabe, Prof. Matthias Morgenstern, mit erläuternden Anmerkungen und einem kurzen Kommentar versehen.

Breuer war ein Enkel von Rabbiner S. R. Hirsch, und er zitiert eine These seines berühmten Großvaters: „Die Göttlichkeit der natürlichen Ordnung der Dinge zu lehren, ist der Wunder Zweck.“ Breuer schreibt für philosophisch gebildete Leser, die mit Immanuel Kants Erkenntnistheorie vertraut sind: „Die natürliche Ordnung der Dinge gilt dem Philosophen

nicht als einfach vorhanden; so dass sie nur wahrgenommen zu werden brauchte. Eine Kritik unserer Erkenntnismittel ergibt, dass diese zur Erfassung unabhängig von uns bestehender Dinge nicht geeignet sind ... Ein Hauptsichtungsmedium ist der Kausalitätsbegriff. Ohne ihn ist unsere Erkenntnis des Seienden unmöglich. Hieraus folgt erkenntniskritisch, dass ein Wunder, falls es sich vollzöge, für uns mit unseren Erkenntnismitteln, als solches überhaupt nicht erkennbar wäre.“

Daher drängt sich die philosophische Frage auf: „Wie aber ist je Gewissheit zu haben, dass wirklich ein Wunder vorliegt und nicht bloß unsere Kenntnis des natürlichen Verlaufs der Dinge zu mangelhaft ist? Und wie ist das Wunder, wenn es wirklich in seiner den Naturzusammenhang sprengenden Originalität vorliegt, von uns wahrzunehmen?“ Die gleichen Fragen sind nach der Auffassung von Breuer auch bei der Prophetie und bei der Schöpfung zu stellen. Der Religionsphilosoph stellt den folgenden Merksatz auf: „Da Wunder, Prophetie und Schöpfung ihrem Wesen nach eben in der Zusammenhanglosigkeit wurzeln, sind sie den Mitteln unserer Erkenntnis ein für alle Mal entrückt.“

Nach Breuer ist Offenbarung der Zentralbegriff, der über die Begriffe des Wunders, der Prophetie und der Schöpfung Licht verbreitet: „Was auf dem Wege der Offenbarung erlebt wird, kann nicht in den Kausalzusammenhang menschlicher Erkenntnis eingereiht werden ... Wer ein

Wunder erlebt, wird durch dieses Erlebnis zum Propheten. Denn er hat in diesem Augenblick einen nicht durch menschliche Erkenntnismittel, sondern durch unmittelbares Schauen gewährten Einblick in das Tätigwerden Gottes erlangt, das sich jeder Einreihung in den Kausalzusammenhang des begrifflich erkannten Seienden entzieht. Menschliche Erkenntnismittel können Wunder als solche nicht erkennen, da sie nur das erkennen, was sie in einen Sinnzusammenhang einreihen können. Jedes Wunder ist eine Offenbarung. Was aber offenbart wird, wird eben nicht erkannt.“

Aus Breuers Ausführungen ergibt sich: „Nicht eine Durchbrechung der natürlichen Ordnung der Dinge ist das Wunder, so dass erst gefragt werden müsste, woran denn und wie denn das Vorhandensein einer solchen Durchbrechung festgestellt werden könnte. Sondern die Verleihung schauender Erkenntnis göttlichen Schaffens ist das Wunder, und gerade in der Verleihung dieser Erkenntnis besteht sein eigentliches Wesen.“

Kehren wir nach diesem anspruchsvollen philosophischen Exkurs über das Wesen des Wunders zum eingangs erwähnten Anzünden der Chanukka-Lichter zurück. In den Wundern, an die unsere Lichter erinnern sollen, hat sich Gott seinerzeit unseren Vätern offenbart. Denn, wie oben dargelegt, jedes Wunder ist eine Offenbarung des göttlichen Wirkens. Chanukka ist ein achttägiges Fest der Offenbarung Gottes in der nachbiblischen Zeit.



Chanukkia der IRGW auf dem Stuttgarter Schloßplatz.

© IRGW

Rosenbaumsche Laubhütte eröffnet

Wenige Tage nach Sukkot eröffnete die Marktgemeinde Zell am Main, nahe Würzburg, nach umfassender Restaurierung ein Denkmal fränkisch-jüdischer Geschichte, die Rosenbaumsche Laubhütte (zur Vorgeschichte siehe auch *Jüdisches Leben in Bayern* vom 5.9.2018, S. 11). Zur festlichen Einweihung kamen Mitglieder der Familie Rosenbaum aus Israel in das unterfränkische Städtchen, auch Regierungspräsident Dr. Paul Beinhofer und Zentralratspräsident Dr. Josef Schuster aus Würzburg.

„Wir eröffnen heute die Informationsstätte Rosenbaumsche Laubhütte und ich freue mich sehr, dass die Gemeinde Zell am Main mit dieser Einrichtung an das jüdische Leben in seiner Vielfalt und Bedeutung erinnern wird“, erklärte Schuster. „Liebevoll und mit erheblichen Mitteln restauriert wird sie für die Zeller Bürger, auswärtige Besucher heute und für künftige Generationen die Erinnerung an den Gelehrten Mendel Rosenbaum und seine Familie über fast ein Jahrhundert wachhalten.“

Der örtliche Gemeinderat genehmigte 2007 die finanziellen Mittel für den Ankauf der im Privatbesitz befindlichen Sukka. Damit waren die ersten Weichen für einen sinnvollen Umgang mit dem Denkmal gestellt. Schon 2008 gab es erste bauliche Untersuchungen. „Sanierungsbeginn war im Oktober 2017“, sagt Bürgermeisterin Anita Feuerbach. „Mit



Dr. Schuster eröffnet die Sukka in Zell am Main.

© Sabine Pichler

dem Abbruch der angrenzenden Garagen wurde das Laubhüttengebäude freigestellt. Ein kleiner Vorplatz lädt nun zum Verweilen und Lesen der Schautafeln ein. Dort können sich Besucher und Gäste auch ohne Führung informieren.“

Die Bürgermeisterin bedankte sich bei der Kulturwissenschaftlerin Annette Taigel „für die Feinkonzeption des denkmalpfle-

gerischen Konzepts in Zusammenarbeit mit dem Architekten, die Bewertung der Baubefunde und Exponate, die Textarbeiten und die stete Begleitung während der Bauphase, aber auch über all die Jahre seit Kauf des Denkmals“.

Aber auch konkrete Ideen für die Nutzung konnte Annette Taigel vorstellen. „Es wird ab sofort darum gehen, die Rosenbaumsche Laubhütte als Kulturdenkmal einer Öffentlichkeit zu vermitteln und sie als Informationspunkt für jüdische Kultur und Geschichte zu nutzen“, sagte sie. „Die Besucher des neugestalteten Vorplatzes lernen hier Mendel Rosenbaum als Teilhaber und Gestalter der Gesellschaft im turbulenten 19. Jahrhundert kennen. Vor dem Hintergrund eben dieser Zeit werden Kultur und Geschichte der Rosenbaumschen Laubhütte im Allgemeinen und im Besonderen beleuchtet und erläutert.“ Es sei auch vorgesehen, den Informationspunkt Rosenbaumsche Laubhütte in weitere Denkmäler und Zeugnisse jüdischer Kultur einzubinden, „von denen es hier in unserem ländlichen Raum bekanntlich viele gibt“. Der neue „Informationspunkt“ mit seinen Schautafeln im Außenbereich kann jederzeit besichtigt werden. Termine für Führungen, auch in der Sukka, vermittelt das Rathaus in Zell am Main, Telefon 0931 46878-0.

Benno Reicher



Die restaurierte Sukka links.

© Frank Stössel

Kunstinstallation im Jüdischen Museum Augsburg

Noch bis zum 24. Februar 2019 zeigt das Jüdische Kulturmuseum Augsburg-Schwaben die Installation „1933“ der österreichisch-iranischen Künstlerin Ramesch Daha. Zum 80. Jahrestag der Novemberpogrome wollte das Museum mit einer künstlerischen Arbeit den Beginn der Ausgrenzung der deutschen Juden vor 85 Jahren thematisieren.

In dem für das Museumsfoyer angefertigten Werk setzt sich Ramesch Daha mit der antisemitischen Politik der Nationalsozialisten im Jahr 1933 auseinander: der Entfernung der als „jüdisch“ markierten Namen aus der amtlichen Buchstabiertafel und der zeitgleich einsetzenden Bücherverbrennungen jüdischer Schriftsteller.

Noch heute ist die Buchstabiertafel, die der Übermittlung schwer verständlicher Wörter dient, genormt. In Deutschland heißt es nach DIN 5009: A wie Anton, B wie Berta, C wie Cäsar. Kaum bekannt ist hingegen, dass diese Tafel, die auch in allen Telefonbüchern abgedruckt war, vor dem Machtantritt der Nationalsozialisten die Namen David, Jakob, Nathan, Samuel und Zacharias beinhaltete.

Nach aufwendiger Recherche hat Ramesch Daha diese weitgehend unbekann-

ten Ereignisse in der Installation aufgearbeitet. Die 1971 in Teheran geborene Künstlerin kam 1978 nach Österreich. Nach Studien an der Wiener Akademie und Aufhalten in Vancouver, London,

Berlin und New York lebt und arbeitet sie heute in Wien. Die Installation „1933“ wurde in veränderter Fassung 2015 in der Wiener Secession gezeigt und mit dem Gmoser Preis ausgezeichnet. pm.



Die Künstlerin Ramesch Daha erläutert ihre Installation.

© JKMAS

Muratti's Cigarettes J. Kronheimer & Co

Von Bayerisch-Schwaben nach Australien

Als offizieller Entdecker Australiens gilt der Engländer James Cook, der jenes Südländ für die britische Krone im Jahr 1770 in Besitz nahm. Seefahrer vieler Nationen erspähten aber bereits vor Cook den Kontinent oder kamen diesem zumindest bedeutend nahe. Andere wiederum nahmen fälschlicherweise an, den Südkontinent bereits erreicht zu haben.

So hat der Portugiese Pedro Fernândez de Quirós im Jahr 1606 die Inselgruppe „Neue Hebriden“ unter der Annahme betreten, endlich *terra australis* entdeckt zu haben. Seiner Entdeckung gab er den Namen *Australia del Espiritu Santo* und auf diesem geheiligten Fleckchen Erde gründete er die Kolonie *Nova Jerusalem*, das neue Jerusalem im Südpazifik.

Die sich um den Seefahrer rankenden Mythen, dass es sich bei de Quirós um einen zwangskonvertierten Juden handeln soll, lassen sich nicht verifizieren. Den eigentlichen Kontinent verfehlte der Portugiese dabei um wenige hunderte Kilometer. Das neue Jerusalem findet sich noch auf zeitgenössischen Karten an der Ostküste Australiens verzeichnet. Erst als James Cook am 29. April 1770

erstmals an der Küste Australiens ankerte, erklärte er alles Land, das er auf seiner Reise entlang der Ostküste gesichtet hatte, zu britischem Hoheitsgebiet. Er nannte es Neusüdwaales. In den folgenden Jahrzehnten wurde das Neuland als Strafkolonie genutzt und erst seit den 1820er Jahren kamen vermehrt freie Siedler nach Australien, und mit ihnen auch Juden aus Schwaben, die sich nicht wie die meisten ihrer Schicksalsgenossen über den Atlantik in die sogenannte „neue Welt“, sondern in entgegengesetzte Richtung, über den Pazifik aufmachten, um sich in Australien ein neues Leben aufzubauen.

Am Morgen des 6. Juli 1906 machten sich in Melbourne eine deutsche Musikkapelle, der Rabbiner Jacob Lenzer und eine Delegation des hiesigen Deutschen Vereins auf den Weg in die New-Street 10. Anlass des morgendlichen Treibens war der 80. Geburtstag des verdienten Bürgers Joseph Kronheimer. Die Gäste versammelten sich, um, wie es sich gebührt, Glückwünsche und Präsente zu überreichen.

Über eines der Geschenke mag sich der Jubilar vermutlich besonders gefreut

haben, vielleicht wird es ihn in eine lang vergangene Zeit, in die Tage seiner Kindheit und Jugend zurückversetzt haben. Hinter der recht unscheinbar anmutenden Aufmerksamkeit verbarg sich ein Aquarell eines Gebäudes in einem schwäbischen Dorf. Die Zeichnung zeigte das Haus Moses Chaim Kronheimers aus dem Viehhändlerort Schopfloch in Bayerisch-Schwaben.

Dort hatte Joseph Kronheimer am 6. Juli 1826 das Licht der Welt erblickt und dort lebte er gemeinsam mit seinen Eltern und seinen fünf Geschwistern, bis ihn das Schicksal schließlich ins weit entfernte Australien verschlagen sollte. Aber was veranlasste Joseph Kronheimer Mitte des 19. Jahrhunderts dazu, seine bayerische Heimat zu verlassen und sich an einem so entlegenen Ort niederzulassen?

Das Leben in Schwaben zu Beginn des 19. Jahrhunderts war durchzogen von Brüchen und Unwägbarkeiten, die für viele nicht selten in dem Entschluss mündeten, die Heimat zu verlassen und in der Ferne eine neue Zukunft aufzubauen. Die Lebensverhältnisse im Königreich Bayern waren in den einzelnen Landesteilen, zu

welchen auch Teile Schwabens gehörten, recht unterschiedlich. Auch wenn Ernteaufträge und wirtschaftliche Misere, die das Leben allgemein erschwerten, keine konfessionellen Unterschiede kannten, das Gesetz differenzierte hier sehr wohl. Zwar zeichnete sich im Zuge des 19. Jahrhunderts eine Verbesserung der Verhältnisse für Juden ab und ein Eintritt in das bürgerliche Leben war nicht mehr unmöglich. Dennoch war dies eher die Ausnahme als die Regel und Antisemitismus war durchaus verbreitet. Das Edikt von 1813 begrenzte mit der sogenannten Matrikelgesetzgebung die Zahl der Juden in den einzelnen Orten Bayerns auf eine Obergrenze, die nicht überschritten werden durfte. Dies hatte zur Folge, dass beispielsweise das Gründen einer Familie nicht ohne weiteres möglich und man stark in seiner Freizügigkeit beschränkt war. Die jüdische Gemeinde Schopfloch zählte im Jahr 1830 circa 330 Mitglieder, was etwa 30 Prozent der Gesamtbevölkerung des Ortes ausmachte. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass genau die restriktive Gesetzgebung der Grund war, die bayerische Heimat zu verlassen.

Ausschlaggebend war letztlich der Wagemut von Josephs jüngstem Bruder Elias (1829–1921). War man nicht der Erstgeborene, verschlechterte sich die Situation unter der Matrikelgesetzgebung noch einmal und auch die Aussicht auf ein Niederlassungsrecht. So machte sich Elias Kronheimer, der in seiner Heimat in der Landwirtschaft tätig gewesen war, um das Jahr 1850 nach Australien auf und ließ sich in Melbourne in der Kolonie Victoria nieder. Joseph, der bisher im Pelzhandel sein Auskommen suchte, folgte ihm wenige Jahre später und erhielt 1856 den Aufenthaltstitel für die britische Kolonie.

Elias, der sich nun Julius nannte, baute mit seinem Bruder Joseph ein Tabakgeschäft auf. Die Firma J. Kronheimer & Co. mit Sitz in Melbourne avancierte schnell zum Marktführer. Tabak galt als rares und begehrtes Gut und in Krisenzeiten als stabile Währung. Julius ging nach wenigen Jahren wieder zurück nach Europa, wo er in Hamburg eine Dependence der Firma weiterführte. Joseph verblieb in der südlichen Hemisphäre und baute das Unternehmen aus. Die wirtschaftlichen Erfolge überzeugten weitere Familienmitglieder aus der schwäbischen Heimat ihm nachzuzufolgen.

So kamen die beiden Neffen, der 14-jährige Max (Maier) und später dessen Bruder Wolf, Söhne des ältesten Bruders Heinrich (Chaim), nach Australien, um dort in die Geschäfte des Onkels eingearbeitet zu werden. Das Schicksal war den beiden jungen Männern weniger wohlgesonnen. Wolf verstarb im Alter von nur 20 Jahren

an einer Krankheit und Max verlor an Sukkot des Jahres 1897 bei einem tragischen Unfall sein Leben. Mehrere australische Zeitungen berichteten darüber, dass der gebürtige Bayer bei einer Geschäftsreise nach Adelaide bei einem Sturm über Bord gegangen war und nicht mehr gerettet werden konnte.

Auch die Schwester von Joseph und Julius, Michle Kronheimer, die den Eisenwarenhändler Raphael Hochstädter aus dem schwäbischen Dorf Mönchsdeggingen geheiratet hatte, ging gemeinsam mit ihrem Mann 1860 nach Melbourne. Die Verhältnisse in diesem schwäbischen Dorf, unweit der Stadt Nördlingen, waren nicht weniger prekär und 1880 waren alle Mitglieder der einst blühenden Jüdischen Gemeinde abgewandert. Heute erinnern hier noch eine Mikwe und ein Friedhof an die jüdische Vergangenheit.

Eine weitere Auswanderer-Verbindung führt in die Gemeinde Hainsfarth, die an die Kleinstadt Oettingen grenzt. Ein Großneffe namens Jakob Engländer, Sohn der Nichte Joseph Kronheimers, stieg ebenfalls in das Familienunternehmen ein und sollte die Geschäfte später übernehmen.

Die Familiengeschichten der Kronheimers, Hochstädters und Engländers mit ihren Auswanderungserfahrungen sind Beispiele einer typischen Kettenmigration, bei der zunächst durch einen Vorläufer der Familie eine wirtschaftliche Grundlage geschaffen wird, bevor einzelne Familienmitglieder, auch aus dem erweiterten Verwandtenkreis, nachkommen. Die Geschichte der Familie Kronheimer ist freilich nur ein Beispiel, wie die Emigration deutscher Juden im 19. Jahrhundert aussehen konnte. Auch hier lagen Erfolg und Misserfolg, Freud und Leid häufig nah beieinander.

Joseph Kronheimer war in seiner neuen Heimat aber sicherlich nicht nur wegen seiner wirtschaftlichen Erfolge ein angesehener Mann. Auch in der weit entfernten bayerischen Heimat blieb er über

ein halbes Jahrhundert nach seiner Auswanderung in Erinnerung. So berichtete die Münchner Zeitschrift *Jüdisches Echo* am 10. Oktober 1914 nach Erhalt der Todesnachricht des Auswanderers in einem Artikel:

Der bekannte Philanthrop Josef Kronheimer, gebürtig aus Schopfloch, ist vor kurzem in Melbourne (Australien) gestorben. Er hat stets seiner Heimat gedacht. So be ruht das ‚Israelitische Pensionat‘ in München zum Teil auf seinen Schenkungen. Wie wir hören, hat er in seinem letzten Willen der hiesigen Gemeinde eine größere Stiftung zur Ausstattung jüdischer Bräute zur Vergütung gestellt und den ‚Studien- und Arbeitsförderverein‘ mit einem bedeutenden Legat bedacht.“

Neben den finanziellen Zuwendungen für das Altenheim in der Kaulbachstraße 65 in München hat Kronheimer auch ein Waisenhaus in Jerusalem sowie ein Krankenhaus in Melbourne großzügig unterstützt.

Über das Bild, das Joseph Kronheimer zu seinem 80. Geburtstag überreicht bekommen hatte, erfahren wir aus einer zeitgenössischen australischen Zeitung, die von der Feierlichkeit berichtete. Über den Künstler berichtete der Artikel lediglich, dass dieser bereits Bilder für den deutschen Kaiser Wilhelm II. auf seiner Palästina-Reise gemalt haben soll, der Name des Künstlers wird jedoch nicht genannt. Auch über den Verbleib des Bildes schweigen die Quellen und so lässt sich auch diese Auswanderer-Geschichte nur fragmentarisch rekonstruieren.

Joseph Kronheimer verstarb wenige Tage vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges. Er sollte nicht mehr erleben, wie auch sein Unternehmen in den Wirren des Krieges Spionage- und Sabotagevorwürfen ausgesetzt wurde, da die Firma eines ehemals Deutschen, trotz der britischen Staatsbürgerschaft, als Eigentum eines „feindlichen Ausländers“ angesehen wurde.

Julia Schneidawind



Zum „Friedenspreis des Deutschen Buchhandels“ 2018

Martin Buber war 1953 einer der ersten Preisträger, Nelly Sachs bekam den Preis 1965. Der israelische Historiker Saul Friedländer, der Schriftsteller David Grossmann und der amerikanische Historiker Fritz Stern: Sie alle gehören, neben Persönlichkeiten aus vielen Ländern, zu den Geehrten. Den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels für das Jahr 2018 verlieh der Börsenverein am 14. Oktober in der Frankfurter Paulskirche an Aleida und Jan Assmann.

„Die Literatur- und Kulturwissenschaftlerin Aleida Assmann greift mit ihren wissenschaftlich fundierten Studien engagiert die immer wieder neu virulenten Themen von Geschichtsvergessenheit und Erinnerungskultur auf“, erklärte die Jury in ihrer Begründung. Angesichts einer wachsenden politischen Instrumentalisierung der jüngeren deutschen Geschichte

leiste sie in hohem Maße Aufklärung zu Fragen eines kulturellen Gedächtnisses einer Nation.

Und der Ägyptologe und Kulturwissenschaftler Jan Assmann habe durch sein umfangreiches wissenschaftliches Werk internationale Debatten um Grundfragen zu den kulturellen und religiösen Konflikten unserer Zeit angestoßen. „Mit seinen Schriften zum Zusammenhang von Religion und Gewalt sowie zur Genese von Intoleranz und absolutem Wahrheitsanspruch leistet er einen unverzichtbaren Beitrag zum Verständnis der Friedensbereitschaft und Friedensfähigkeit der Religionen“, so die Jury.

Aus dieser spannungsvollen Einheit, die Aleida und Jan Assmann bilden, sei ein zweistimmiges Werk entstanden, das für die zeitgenössischen Debatten und im Besonderen für ein friedliches Zusammen-

leben auf der Welt von großer Bedeutung sei.

Seit 1950 vergibt der Börsenverein des Deutschen Buchhandels zum Abschluss der Frankfurter Buchmesse den „Friedenspreis des Deutschen Buchhandels“. Mit freundlicher Genehmigung des Börsenvereins drucken wir hier die sehr große und beeindruckende Dankesrede der beiden Preisträger nach. Diese Rede, die beide Preisträger in der Paulskirche in gut verständlicher Alltagssprache abwechselnd vortrugen, enthält unter anderem wichtige Gedanken zum kulturellen Gedächtnis, zum Umgang mit Geschichte und Erinnerung, zur Solidarität mit Geflüchteten, und sie gibt einen interessanten Hinweis auf eine mögliche Teillösung im schier unlösbaren Konflikt zwischen Israelis und Palästinensern.

Benno Reicher

„Wahr ist, was uns verbindet!“

Dankesrede von Aleida und Jan Assmann anlässlich der Verleihung des Friedenspreises 2018

Der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels war für uns eine überwältigende Überraschung. Seit vielen Jahren verfolgen wir in den Medien die Zeremonie, die so vielen eindrucksvollen Stimmen ein Podium und ein Publikum gegeben hat. Nie hätten wir uns diesen Seitenwechsel vom Publikum aufs Podium träumen lassen. Umso größer ist unsere Dankbarkeit gegenüber dem Börsenverein des Deutschen Buchhandels und dem Stiftungsrat für die hohe Ehre und die damit verbundene Anerkennung unserer gemeinsamen Arbeit. Dieser Preis ist für uns ein Ehrenbürgerbrief in der *Res publica litteraria*, dem Heimatland, das keine nationalen Grenzen kennt.

Res publica litteraria

Dieses Land wurde von Dichtern und Humanisten, Verlegern und Buchhändlern an der Schwelle des Druckzeitalters gegründet. Sie haben zwischen den alten und den neuen Sprachen vermittelt und damit die Grundlagen für europäische Vielfalt gelegt. Dabei haben sie die Bibliothek als ihren Kommunikationsraum erfunden und ein Geister-Gespräch in Gang gesetzt, das sich über Landesgrenzen und über Jahrhunderte hinweg entwickelte. Die 1950 gestiftete Tradition des Friedenspreises hat dieses Geister-Gespräch, das bis heute von Schriftstellern, Druckern, Verlegern, Buchhändlern und Lesern fort-

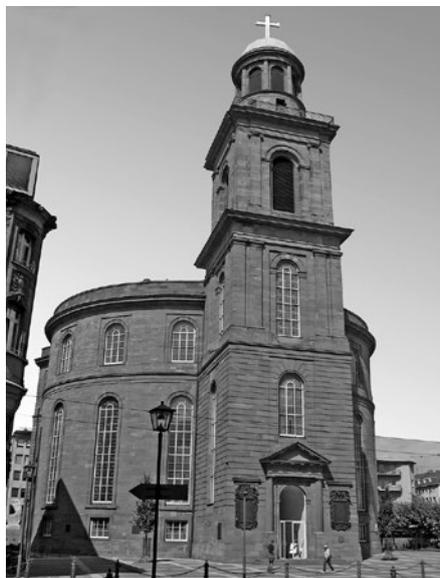
gesetzt wird, wieder in den öffentlichen Raum zurückgebracht. In dem Begriff „Res publica litteraria“ ist ja das kleine Wörtchen „öffentlich“ enthalten. Bücher öffnen Denkräume des Geistes; die Bibliothek ist ein riesiges Archiv der Informationen und ein Universum der Phantasie und Vorstellungskraft, aber: Produzieren sie deshalb auch schon Öffentlichkeit? Die Messehallen hier in Frankfurt bilden ein weites Labyrinth, in dem sich immer neue Pfade auftun und unendlich viele Treffpunkte ergeben. Aber Öffent-

lichkeit entsteht durch etwas anderes: durch gleichgerichtete Aufmerksamkeit, durch gemeinsames Interesse, durch Anwesenheit und Teilhabe. Lektüre zerstreut und vereinzelt, Öffentlichkeit zieht zusammen und geht alle an. In diesem Sinne ist die Paulskirche die notwendige Ergänzung zur Buchmesse.

Durch den Friedenspreis ist die Paulskirche, dieser historische Ort der Demokratie, zu einem Ort des Dialogs und Austauschs geworden über Zeiten und Generationen hinweg. Indem wir hier stehen, treten wir in diesen Resonanzraum ein und werden auf Vorgänger Bezug nehmen, mit Vorliebe natürlich auf solche, die auch als Paare aufgetreten sind. Das erste Paar sind für uns Karl Jaspers und seine Laudatorin Hannah Arendt, die vor 60 Jahren an diesem Platz standen und ebenfalls an die *Res publica litteraria* anknüpften. Der unbestechliche Philosoph und Dissident, so Arendt über ihren Lehrer, sei während der Zeit des Dritten Reichs zwar isoliert und auf sich gestellt, aber nie vereinsamt gewesen, denn seine geistige Heimat war das „Reich der Humanitas, zu dem ein jeder kommen kann aus dem ihm eigenen Ursprung“.

Öffentlichkeit und Wahrheit

„Öffentlich“ – das wissen wir alle – ist das Gegenteil von „privat“. „Öffentlich“ ist aber auch das Gegenteil eines repressiven



Die Paulskirche Frankfurt. © PIA Stadt Frankfurt am Main, Foto: Karola Neder

Schweigens, das immer wieder gebrochen werden muss, zuletzt im Umgang mit Opfern sexueller Gewalt. Auch Jaspers verstand Öffentlichkeit als eine Kampfzone, in der sich die Wahrheit unablässig gegen die Unwahrheit behaupten muss. In der Unwahrheit sah er „das eigentlich Böse, jeden Frieden Vernichtende“. Sie hat für Jaspers viele Gestalten: „von der Verschleierung bis zur blinden Lässigkeit, von der Lüge bis zur inneren Verlogenheit, von der Gedankenlosigkeit bis zum doktrinären Wahrheitsfanatismus, von der Unwahrhaftigkeit des einzelnen bis zur Unwahrhaftigkeit des öffentlichen Zustandes.“ Seit Jaspers' Zeiten ist das Universum der Kommunikation unendlich reicher, flexibler und vielstimmiger, aber eben auch wesentlich unübersichtlicher und vor allem unsicherer geworden.

Wenn wir hier von Öffentlichkeit sprechen, müssen wir auch von Medien sprechen, müssen wir unterscheiden zwischen den Organen der Öffentlichkeit einerseits, wie Zeitungen, Fernsehen oder Rundfunk, und der technischen Infrastruktur andererseits. Die technischen Voraussetzungen stellen nämlich Öffentlichkeit jeweils anders her. Während das Druckzeitalter und die analoge Fotografie noch auf Werte wie Wahrheit, Überprüfbarkeit und Evidenz geeicht waren, ist im digitalen Zeitalter der Datenmanipulation Tür und Tor geöffnet. Bilder können längst beliebig umgepixelt werden. In Deutschland und in den USA ist aber inzwischen durch junge IT-Techniker eine sehr beunruhigende Erfindung entstanden. Diese erlaubt es, abgebildete Gesichter mit Tondaten so zu verbinden, dass es aussieht, als würde die betreffende Person die Tonspur gerade eben produzieren. Im April dieses Jahres zeigte ein Google-Mitarbeiter ein Video, auf dem Obama etwas sagt, was er nie gesagt hat, aber täuschend echt hervorbringt, angeglichen an dessen lebendige Mimik. Bald wird man buchstäblich jedem alles in den Mund legen können, und keiner kann mehr beurteilen, wer der Urheber eines Ausspruchs oder einer Meinung in Wirklichkeit ist. Es gibt aber nicht nur Vernebelung durch Fake News und neueste Technologien. Es gibt auch den alten, handfesten Betrug etwa der Autoindustrie bei der Manipulation von Abgaswerten. Vor diesem Hintergrund wird erst deutlich, wie dringend Menschen für ihr friedliches Zusammenleben auf Errungenschaften wie Wahrheit, Glaubwürdigkeit und Verantwortlichkeit angewiesen sind. In der Demokratie kann man das Denken nicht delegieren und den Experten, Performern oder Demagogen überlassen. „Empört Euch!“, hat uns der 93-jährige Stéphane Hessel zugerufen. Sein Manifest wurde millionenfach verkauft. Das



Hrsg. vom Börsenverein des Deutschen Buchhandels: *Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 2018, Aleida und Jan Assmann, Ansprachen aus Anlass der Verleihung, ca. 100 S., Verlag der MVB, Frankfurt am Main, 2018, ISBN: 978-3-7657-3312-3, im Buchhandel erhältlich.*

war vor acht Jahren. Inzwischen hat die Empörung die Seiten gewechselt, und das auf der ganzen Welt. Es stimmt, dass Demokratien durch Streit und Debatten gestärkt werden, aber auch in ihnen steht nicht alles zur Disposition. Es muss unstrittige Überzeugungen und einen Grundkonsens geben wie die Verfassung, die Menschenrechte und die Gewaltenteilung mit der Unabhängigkeit des Rechts und der Medien. Denn nicht jede Gegenstimme verdient Respekt. Sie verliert diesen Respekt, wenn sie darauf zielt, die Grundlagen für Meinungsvielfalt zu untergraben. Demokratie lebt nicht vom Streit, sondern vom Argument. Pöbeleien oder gar eine Eskalation polarisierender Symbole wie in Chemnitz führen in einen Zustand allgemeiner Verwirrung, legen die Demokratie lahm und machen sie betriebsunfähig für ihre wichtigen Aufgaben.

Kulturelles Gedächtnis

Jaspers gehörte zu denen, die nach zwei katastrophischen Weltkriegen die Vision eines neuen Europa entwickelten. Dazu gehörte für ihn an erster Stelle die Überwindung europäischer Überheblichkeit gegenüber anderen Ländern und Kulturen. Bereits ein Jahr nach Kriegsende erklärte er: „Vorbei ist der europäische Hochmut, ist die Selbstsicherheit, aus der einst die Geschichte des Abendlandes die

Weltgeschichte hieß.“ Er wollte die exklusive und destruktive Vormachtstellung Europas in der Welt beenden und hat Europa in eine globale Vision von Menschheit eingebunden, die als ganze um 500 v. Chr. „einen Sprung gemacht hat“. Das ist der Kern seiner Idee der „Achsenzeit“, einer neuen Geschichtsdeutung, die Europa auf Augenhöhe mit anderen Hochkulturen bringen sollte. Damals traten in vielen Kulturen Geistesgrößen auf, deren Worte und Gedanken die Nachwelt bis heute prägen. In Griechenland waren es Dichter und Denker wie Homer und Platon, in Israel die Propheten, in Persien Zarathustra, in Indien Buddha und in China Laotse und Konfuzius. Mit ihren Texten haben sie „ein Geisterreich“ gegründet, in welchem sie, um es mit Hannah Arendt zu sagen, „noch einmal als sprechende – aus dem Totenreich her sprechende – Personen auftreten, die, weil sie dem Zeitlichen entronnen sind, zu immerwährenden Raumbgenossen im Geistigen werden“ konnten.

Jaspers' Friedensprogramm setzte auf einer kulturellen Ebene an. Davon fühlen wir uns als Kulturwissenschaftler angesprochen, aber auch herausgefordert. Auch unsere Forschungen gehen von der Beobachtung aus, dass einige sogenannte Hochkulturen mithilfe der Schrift und anderer Überlieferungsformen Traditionen gebildet haben, die über Jahrtausende reichen. Diese Zeitgenossenschaft mit großen Denkern, Dichtern und Gründern, diese durch Traditionen gehaltene Verbindung und Verständlichkeit zwischen ihrer und unserer Zeit ist genau das, was wir ein „kulturelles Gedächtnis“ nennen. Anders als Jaspers und Arendt jedoch, die das Geisterreich als etwas Selbstverständliches vorausgesetzt haben, haben wir die Frage nach der Traditionsbildung zu unserem Forschungsgegenstand gemacht.

Denn ein kulturelles Gedächtnis, so unsere These, ist das Ergebnis unablässiger kultureller Arbeit. Welche ungeheuren Aufwendungen hat zum Beispiel die altägyptische Kultur investiert, um sich durch die Jahrtausende wiedererkennbar zu erhalten, sodass Inschriften noch nach zweieinhalb Jahrtausenden gelesen und die Formensprache von Kunst und Architektur weiter praktiziert wurden. Das war kein „dumpfes Beharren“, wie etwa Max Weber meinte, sondern das Ergebnis intensiver Arbeit am kulturellen Gedächtnis. Zweitens braucht ein kulturelles Gedächtnis Dialog und lebendige Auseinandersetzung mit der jeweiligen Gegenwart. Nah sind uns die, die wir immer wieder auslegen und in die wir unsere eigenen Gedanken hineinlegen können. Was uns fremd wird, verschwindet in einem Archiv, aus dem es später aber noch

einmal wiederentdeckt werden kann. Jaspers hat sich das „Reich der Humanitas“ als eine Sphäre „grenzenloser Kommunikation“ vorgestellt. So weit gehen wir nicht. Unsere Theorie beruht deshalb drittens auf der Anerkennung von Grenzen und Unterschieden im Reich der Humanitas. Die Menschheit gibt es im Singular, aber Kulturen, Sprachen, Religionen nur im Plural. Wir reden deshalb auch nicht von „Wissen“, sondern von „Gedächtnis“, das immer schon an Identitäten, Perspektiven und eben auch an Interessen gebunden ist. Die Gesellschaft braucht ein Gedächtnis, wie der Einzelne eins braucht: um zu wissen, wer wir sind und was wir erwarten können, um uns zu orientieren und zu entwickeln. Kultur, so hat es Seyla Benhabib ausgedrückt, die vor zwei Jahren hier stand, „Kultur ist dieses vielstimmige Gespräch über Generationen hinweg, das Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft durch widerstrebende Erzählungen verbindet“.

Sich wiedererkennbar zu halten ist die Aufgabe eines kulturellen wie eines nationalen Gedächtnisses. Auf diesem Gebiet hat sich in den letzten Jahren aber einiges verändert. Wir können nicht mehr nahtlos an alte Fantasien von Stolz und Größe der Nation anknüpfen. Das nationale Gedächtnis, das lange Zeit ein Sockel für Ehre, Stolz und Heldentum war, ist inzwischen komplexer, inklusiver und selbstkritischer geworden. Es ist eben nicht nur ein Sockel, der die Nation größer und mächtiger macht, sondern auch ein Spiegel der Selbsterkenntnis, der Reue und Veränderung. Die Nation ist kein heiliger Gral, der vor Befleckung und Entweihung – Stichwort „Vogelschiss“ – zu retten ist, sondern ein Verbund von Menschen, die sich auch an beschämende Episoden ihrer Geschichte erinnern und Verantwortung übernehmen für die ungeheuren Verbrechen, die in ihrem Namen begangen wurden. Hier ist ein wichtiger Unterschied zu beachten: *Beschämend* ist allein diese Geschichte, nicht aber die befreiende Erinnerung an sie, die wir mit den Opfern teilen. Deshalb entsteht Identität auch nicht durch Leugnen, Ignorieren oder Vergessen, sondern braucht ein Erinnern, das Zurechnungsfähigkeit und Verantwortung ermöglicht und einen Wandel der Werte und des nationalen Selbstbildes stützt.

Solidarität und Integration

Was uns verbindet – wie zum Beispiel Herkunft, Religion, Überzeugungen oder Projekte –, ist zugleich auch das, was uns trennt. Eine Schlüsselfrage ist deshalb: Wie exklusiv oder inklusiv ist dieses nationale Wir, das durch Identität und Identifikation entsteht? Und hier gehen wir

von Fragen des Kulturellen Gedächtnisses zu Fragen der sozialen und politischen Solidarität über und möchten dafür an die Forschungen eines weiteren Paares in der Reihe unserer Vorgänger anknüpfen. Alva und Gunnar Myrdal standen hier beide im Jahr 1970, in der heißen Phase des Kalten Krieges, weil sie sich energisch für atomare Abrüstung eingesetzt haben. Sie sahen den Weltfrieden aber auch auf anderen Ebenen gefährdet. Ihre Themen waren Chancengleichheit und Integration sowie die Erosion von Solidarität durch Rassendiskriminierung oder das Abhängen ganzer Bevölkerungsgruppen durch zunehmende ökonomische Ungleichheit. Gunnar Myrdal nahm bereits die Erfahrung der Globalisierung vorweg, als er feststellte, dass „die Staaten infolge der revolutionären technischen und politischen Veränderungen unvermeidlich in immer stärkerem Maße voneinander abhängig werden“. Und er betonte, „dass die vorherrschenden Freihandelstheorien und ihre Anwendung die bestehende Ungleichheit auf Kosten der armen Länder vertiefen“.

Auch Myrdals Gedanken sind heute von höchster Aktualität. Sein Modell war der schwedische Wohlfahrtsstaat. Seine Utopie ging aber noch weiter und zielte darauf, das Prinzip des Wohlfahrtsstaats auf die „Wohlfahrtswelt“ zu übertragen. Myrdal machte sich allerdings auch keine Illusionen über die Widerstände, die der Bereitschaft zur globalen Solidarisierung überall im Wege stehen. Man solidarisiert sich gern mit Menschen, die dieselben Haltungen haben oder dieselben Ziele verfolgen. Wir kennen alle die Solidarität in Form eines „Kollektivegoismus“ der Nation, Modell „America First!“. Inzwischen haben wir auch Bekanntheit mit dem transnationalen Kollektivegoismus populistischer Parteien gemacht, Modell „Festung Europa“. Diese Formen der Solidarität sind exklusiv und zielen auf Ausgrenzung. Integration dagegen erfordert eine inklusive Solidarität auch mit Menschen, die anders sind als wir selbst, mit denen wir aber eine gemeinsame Zukunft aufbauen wollen. Geld und Gier neutralisieren kulturelle Fremdheit, aber auch sie spalten die Welt



Jan und Aleida Assmann mit dem Vorsteher des Börsenvereins, Heinrich Riethmüller.
Copyright: Tobias Bohm

– in Arme und Reiche. Die nationalistische Politik versteht es gut, in vielen Bereichen Entsolidarisierung zu befördern, indem sie den Hass auf Schwächere und Fremde schürt. Das führt zu einer „Milieuvergiftung“, um noch einmal einen Begriff von Gunnar Myrdal aufzunehmen, den er in Parallele zur „Umweltvergiftung“ gebildet hat. Auf dem Weg in eine Wohlfahrtswelt, wie er sie sich vorstellte, muss Solidarität deshalb auf allen Ebenen trainiert werden: als soziale Solidarität auf der Ebene der Gesellschaft, als transnationale Solidarität auf der Ebene der EU und vor allem als globale Solidarität im Umgang mit ökonomischen und natürlichen Ressourcen, damit es eine Zukunft nachfolgender Generationen überhaupt noch geben kann. Hinzu kommt nun die Solidarisierung mit Geflüchteten, deren Zukunft durch Kriege, Not, Gewalt und Raub zerstört wurde. Es kann nicht angehen, dass es eine neoliberale Freiheit für die Bewegung von Kapital, Gütern und Rohstoffen gibt, während Migranten im Mittelmeer ertrinken, an Grenzen festhängen und wir die Menschen, ihr Schicksal, ihr Leid und ihre Zukunft vergessen.

Die zentrale Frage ist ja nicht mehr, ob wir die Integration schaffen, sondern wie wir sie schaffen. Im Moment sieht es fast so aus, als ginge die Entwicklung rückwärts. Die Verengung der öffentlichen Debatten auf wenige Themen trägt viel zur Aufheizung von Stimmungen, aber wenig zur Klärung und Bearbeitung anstehender Probleme bei. Eine Sozialpädagogin, die seit 15 Jahren in Dresden lebt und dort Ausländerarbeit macht, sagte mir neulich in makellosem Deutsch: „Wenn ich den Mund aufmache und man hört meinen russischen Akzent, bin ich plötzlich wieder und nur noch Migrantin.“ Und andere, die schon dreimal so lange hier sind, packt plötzlich wieder die nackte Angst.

Können wir zur Abwechslung bitte auch mal hören, wo etwas gelingt?

Hier kommen drei Beispiele:

Erstens: Olga, die wir eben zitiert haben, gehört zur Gruppe russischsprachiger Eltern, die hier Ende der 1990er Jahre ihre neue Heimat gefunden haben. Ihnen ist ganz und gar nicht egal, was aus diesem Land und seiner Demokratie wird, deshalb haben sie einen Verein namens „Phoenix“ gegründet. Sie sind die neuen Patrioten, die als Integrierte am besten wissen, wie Integration geht. Deshalb setzen sie ihre Erfahrung und ihr Engagement zwischen deutschen Behörden und Zuwanderern in der Arbeitsvermittlung ein. Das tun sie übrigens im Wettlauf mit der AfD, die hier inzwischen äußerst clever und effektiv unterwegs ist, um Neuankömmlinge politisch zu vereinnahmen.

Migranten helfen Migranten, das ist auch das Prinzip einer zweiten Gruppe. Sie nennt sich „back on track – Syria“. Hier arbeiten Berliner mit syrischen Lehrern und Lehrerinnen zusammen, um syrische Kinder, die durch Bürgerkrieg und Flucht aus ihrem gewohnten Leben gerissen wurden, wieder aufs Gleis einer ordentlichen Schulbildung zu bringen. Mit ihrer neu entwickelten Methode des „angeleiteten Selbstlernens“ gelingt es ihnen, eine große Menge „entgleister“ Kinder zu erreichen. Einen dritten Verein namens „Helfende Hände“ haben zwei österreichische Ehepaare gegründet. Diese Gruppe kümmert sich um die schulische und medizinische Versorgung in einer besonders armen Gegend von Kenia. Mithilfe von Spenden und Patenschaften haben sie dort eine Schule aufgebaut, die Kinder aus den ärmsten Familien aufnimmt. Durch ihre engagierte Bildungsarbeit retten sie die Familien vor dem Elend, das viele Afrikaner zur Flucht nach Europa treibt. 19 von 33 Schülern der letzten Abiturklasse haben es in diesem Jahr auf die Uni geschafft. Das ist das Fünffache des Landesdurchschnitts. Der Andrang ist groß, und es ist zu wünschen, dass die Schule weiter wachsen kann.

An diese drei Initiativen möchten wir unser Preisgeld weitergeben.

Wir sind aber noch nicht ganz am Ende.

Shared heritage?

Die Grenzen von Kulturen – das möchten wir hier noch einmal betonen – sind durchlässig. Die Dolmetscher gehören zu den ältesten Berufen der Welt, sie haben die Händler auf ihren Routen begleitet. Kulturen überschreiten Grenzen durch den Import und Export von Büchern, durch Übersetzungen, Aneignungen und Umdeutungen. Durch Kontakt mit anderen Kulturen verwandeln sie sich, gehen ineinander über, inspirieren und modifizieren sich gegenseitig. Sie lassen sich weder stillstellen noch in nationale Grenzen einsperren.

Zum kulturellen Gedächtnis gehören aber nicht nur Bücher und heilige Texte, sondern auch Denkmäler, Landschaften und Orte. Ein aktuelles Beispiel ist Hebron, die größte Stadt im Westjordanland, das von Israel besetzt ist. Vor einem Jahr hat die Stadt einen Antrag auf Anerkennung der Altstadt als Weltkulturerbe gestellt, der von der UNESCO angenommen wurde. Ein solcher Antrag dient generell der Würdigung und Erhaltung alter Bausubstanz, der touristischen Vermarktung und auch dem Nationalstolz. Dieser Antrag ist aber zudem ein Politikum, weil er nur sehr selektiv auf die Geschichte des Ortes Bezug nimmt. Er bezieht sich auf Bauten aus der spätmittelalterlichen Mamelu-

kenzeit, schließt aber auch die Ibrahimi-Moschee im Zentrum der Stadt mit ein. Diesen gigantischen Bau hatte bereits Herodes vor 2.000 Jahren über der Machpela – der Grabstätte der Erzväter Abraham, Isaak und Jakob – errichten lassen. Mit der Islamisierung im 7. Jahrhundert wurde der Bau zur Moschee. Im 12. Jahrhundert diente er den christlichen Kreuzfahrern als Kathedrale, bis er nach der Rückeroberung durch Saladin wieder zur Moschee wurde.

Die Bautätigkeit der Mameluken im 15. Jahrhundert bildet also erst die fünfte historische Schicht dieser einmalig komplexen multireligiösen Geschichte. Von den vier früheren historischen Schichten ist im Antrag nicht die Rede. Die scharfe Reaktion Israels und der USA blieb nicht aus: Beide haben im Protest beschlossen, bis Jahresende aus der UNESCO auszutreten. Die Altstadt von Hebron hat eine jüdische, christliche und islamische Geschichte, die im kulturellen Gedächtnis der drei Monotheismen gleichermaßen präsent, heilig und lebendig ist, weil sich alle auf Abraham als ihren Stammvater beziehen. In diesem Anstoß für den Konflikt könnte aber genauso gut auch eine Lösung liegen, wenn die verschiedenen Schichten der Geschichte wieder zusammengefügt und als ein „gemeinsames Erbe“ angenommen würden. 2018 wurde von der EU ja zum „Jahr des gemeinsamen Erbes“ deklariert. Ein von Israel und den Palästinensern gemeinsam eingereichter Antrag könnte die ganze Geschichte des Ortes anerkennen und wäre damit zugleich sein bester Schutz.

Als palästinensisch-israelisches Weltkulturerbe könnte sich die Altstadt von Hebron von einem Ort der Gewalt und des Terrors in einen Ort der Annäherung, der Kooperation und des Friedens verwandeln. So steht ja auch auf der Website „auf Grund ihrer Sichtbarkeit und ihres Wertes für die Weltgemeinschaft ein besonderes Potential zur Völkerverständigung“ bieten. Hier kommt uns auch noch der Ortsname zu Hilfe. „Hebron“ heißt auf Hebräisch „Chevron“, das kommt von Chaver, Freund, und bezieht sich auf Abraham als Freund Gottes. Der arabische Name „Al-Chalil“ heißt ebenfalls Freund (und bezieht sich auf Abraham). Hebron heißt also nichts anderes als „Stadt des Freundes“.

In der Stadt des Freundes hat man sich aber leider bislang taub gestellt gegenüber dem Friedenspotenzial, das die alten Texte ja auch enthalten. Was hier trennt, ist der ausschließliche Anspruch auf Wahrheit. Eine Perspektive des Friedens dagegen kann uns ein ganz einfaches Kriterium eröffnen, das wir auch bei Karl Jaspers gefunden haben:

„Wahr ist, was uns verbindet!“

Jerusalem-Ausstellung in Berlin

Noch bis zum 30. April 2019 zeigt das Jüdische Museum in Berlin die große Thementausstellung „Welcome to Jerusalem“.

Synagogen, Kirchen und Moscheen prägen das Bild von Jerusalem. Für Juden, Christen und Muslime aus aller Welt ist die „heilige Stadt“ ein wichtiges Zentrum ihres Glaubens. Gleichzeitig ist Jerusalem von außerordentlicher politischer Brisanz, da sowohl Israelis als auch Palästinenser es als ihre Hauptstadt beanspruchen. Von der Zeit des zweiten Tempels und seiner Eroberung durch Rom über die osmanische Herrschaft und die britische Mandatszeit bis zum 21. Jahrhundert – die Ausstellung „Welcome to Jerusalem“ thematisiert eine Stadtgeschichte, in der Alltag, Religion und Politik unauflöslich miteinander verflochten sind.

In zehn Räumen werden die vielfältigen Herausforderungen Jerusalems aufgegriffen und mit historischen Exponaten, künstlerischen Reaktionen und medialen Inszenierungen präsentiert. Kulturhistorische Objekte mit Leihgaben aus internationalen Museen und aus Privatsammlungen, darunter aus dem Victoria & Albert Museum, der Tate, dem Musée du Quai Branly, den Uffizien und dem Israel Museum sind ebenso zu sehen wie Arbeiten zeitgenössischer Künstler.

Highlights

Die zentrale Achse der Ausstellung präsentiert Modelle der Sakralbauten der drei monotheistischen Religionen, die seit etwa zwei Jahrtausenden von Pilgern und Touristen besucht werden. Die historischen Modelle der Grabeskirche und des islamischen Heiligen Bezirks Haram

asch-Scharif werden ergänzt durch ein Modell der Klagemauer.

Eine seltene Leihgabe ist das detailgetreue Modell des islamischen Heiligen Bezirks Haram asch-Scharif mit dem Felsendom und der Al Aksa-Moschee. Weltweit existieren nur drei Exemplare dieses Modells. Das in der Ausstellung gezeigte Exponat von Conrad Schick stammt aus dem Bibelmuseum in Amsterdam. Der historisch wertvolle Gipsabguss des Beutereiefs vom Titusbogen in Rom wurde vom Antikemuseum der Universität Leipzig ausgeliehen. Das Relief ist die vermutlich älteste Darstellung der geraubten Tempelgeräte seit der Zerstörung 70 n.u.Z.

Zeitgenössische Künstler

In zwei Räumen zeigt das Museum auch Werke zeitgenössischer Künstler. In der Videoarbeit „Inferno“ der israelischen Medienkünstlerin Yael Bartana geht es um den Wiederaufbau des dritten Tempels. Die palästinensisch-britische Künstlerin Mona Hatoum thematisiert in ihrer konzeptionellen Arbeit „Present Tense“ die Neuvermessung Palästinas nach dem Oslo-Abkommen, und von Gustav Metzger wird „Jerusalem, Jerusalem“ aus der Serie der Historic Photographs gezeigt. Die internationale Berichterstattung zu Jerusalem wird bis Ende der Laufzeit an einer langen Pinnwand fortlaufend ergänzt – zu einer Chronik aktueller Ereignisse in Jerusalem. pm-rb

Mehr Informationen zur Ausstellung und zum Museum: www.jmberlin.de/jerusalem

Der Katalog zur Ausstellung, herausgegeben von Margret Kampmeyer und Cilly Kugelmann im Auftrag des Jüdischen Mu-

seums Berlin, erschien im Wienand-Verlag Köln. In ihrer gut lesbaren Einleitung geben die Autorinnen die notwendige historische Einordnung. Wir drucken sie, mit freundlicher Genehmigung des Museums, an dieser Stelle für unsere Leser nach.

ברוכים הבאים
לירושלים

WELCOME TO

Jüdisches Museum Berlin

JERUSALEM

أهلاً وسهلاً للقادمين
إلى القدس

WIENAND

Jerusalem wird von Juden, Christen und Muslimen als heiliger Ort verehrt und ist seit langem Brennpunkt in der Auseinandersetzung zwischen israelischen und palästinensischen Interessen. In kaum einer Stadt waren und sind Politik, Religion und Stadtgeschichte so eng miteinander verflochten. Der Ausstellungskatalog will die einzigartige Bedeutungsgeschichte der heiligen Stadt aufzeigen, schreibt der Verlag in seinem Presstext. In Dokumentar- und Kunstfotografien, unterschiedlichen Kulturobjekten und Tempelmodellen sowie Werken der zeitgenössischen Kunst entfaltet der Band die vielen Seiten und Gesichter der Stadt. Aber der eigentliche Nutzen dieser aufwendigen Publikation sind, nach dem Besuch der Ausstellung, die zahlreichen Textbeiträge von internationalen Wissenschaftlern. In ihren Beiträgen bearbeiten die Autoren, darunter Klaus Bieberstein und Ora Limor, Barbara Schäfer und Yfaat Weiss, ein breites Themenspektrum von den biblischen Zeiten bis in die Gegenwart.

Hg. Margret Kampmeyer und Cilly Kugelmann im Auftrag des Jüdischen Museums Berlin: *Welcome to Jerusalem*, 264 S., Wienand Verlag, Köln 2017.



Blick in den Raum „Die Vermessung der Stadt“. © Jüd. Museum Berlin, Foto: Yves Sucksdorff

Welcome to Jerusalem

Von Margret Kampmeyer und Cilly Kugelmann

Das Problem mit Jerusalem, so erklärte ein palästinensischer Taxifahrer vor vielen Jahren, läge an zu vielen Juden, Moslems und Christen, die diese Stadt als Vorhof des Himmels sähen und bereits zu Lebzeiten dort Eintritt begehrten. Und, so könnte man ergänzen, daran, dass sie von Zeit zu Zeit ihren jeweiligen Weg ins Ewige Leben mit einem rücksichtslosen Wahrheitsanspruch verbinden, der das Leben in dieser Stadt nicht gerade einfacher macht. Der heilige Charakter, der Jerusalem zugeschrieben wird, ist Segen und Fluch zugleich: Er bedeutet Ruhm und Einkommen, aber auch Kampf, Besatzung und Zerstörung. Wie keine andere Stadt steht Jerusalem daher gleichzeitig und widersprüchlich für Frieden und Erlösung wie für Hass und Gewalt.

In der ummauerten Altstadt und darüber hinaus befinden sich heute an die 255 Kirchen und christliche Stätten, etwa 160 Moscheen und muslimische Gebetsplätze sowie zwischen 80 und 110 Synagogen und Betstuben, je nach Quelle. Die genaue Anzahl von Gotteshäusern ist nicht dokumentiert, aber vermutlich weist Jerusalem die höchste Dichte an Sakralbauten weltweit auf. Die einmal in dieser Stadt durch den Tempel Salomos verankerte Heiligkeit, die von den nachfolgenden Machthabern immer wieder mit neuen Glaubenssystemen und Bauten überschrieben wurde, definiert Jerusalems fünftausendjährige Geschichte.

Der Tempel mit dem Allerheiligsten, dem Aufbewahrungsort der Bundeslade, wird nach jüdischer Tradition als Wohnung Gottes aufgefasst, in der sich die Schechina, die immerwährende Gegenwart Gottes, befindet. Beide Tempel, der Erste Tempel Salomos und der Zweite, herodia-

nische, Tempel, befanden sich auf einem Hügel, auf den ein künstliches Plateau aufgeschüttet worden war. Die westliche Seite des Tempelbergs ist heute im erweiterten Sinn einer der heiligen Orte des Judentums: die Klagemauer. Auf Arabisch wird der Berg als Haram asch-Scharif bezeichnet, „das edle Heiligtum“, mit Felsendom und Al-Aksa-Moschee. Der Tempelberg umfasst heute die am heftigsten umkämpften Quadratmeter Jerusalems.

Zu biblischen Zeiten waren Juden drei Wallfahrten nach Jerusalem vorgeschrieben, Erntedankfeste, die mit einem Opferdienst im Tempel verbunden waren. Nach seiner Zerstörung durch Rom und dem damit verbundenen Ende des Opferrituals im Jahr 70 n. u. Z. entwickelten sich in der Diaspora zahlreiche Formen der Erinnerung an den verlorenen Tempel und die besiegte Stadt: Jerusalem lebte weiter als Zentrum von Eretz Jisrael, des „Landes Israel“ im Sinne einer metaphysischen Heimat im Heiligen Land. Auf diese Heimat wird das Gebet ausgerichtet; visuelle Zitate des Tempels finden sich auf den Schmuckobjekten, mit denen Tora-Rollen verziert werden; bei Hausbauten oder Renovierungen bleibt als Erinnerung an den zerstörten Tempel ein Stück Mauerwerk oder ein kleiner Teil einer Wand unbearbeitet oder unbemalt. Am 9. Tag des Monats Aw – dem Tischa be-Aw – wird in tiefer Trauer der Zerstörung des Tempels gedacht und Psalm 137 rezitiert, in dem es heißt: „An den Strömen von Babel saßen wir und weinten ...“ und „wenn ich dein vergesse, Jerusalem, soll meine Rechte ebenfalls vergessen sein“. Andere historische Ereignisse innerhalb der jüdischen Geschichte werden mit Tischa be-Aw verbunden und in Be-

ziehung zur Urkatastrophe, der Zerstörung des Tempels, gesetzt. Der Ausspruch „Nächstes Jahr in Jerusalem“ wird von Jüdinnen und Juden in und außerhalb Jerusalems am Ende des Sederabends und am Versöhnungstag, Jom Kippur, gesprochen: Er ist Ausdruck der Hoffnung auf messianische Rückkehr und Erlösung. Während sich das rabbinische Judentum mit einem transzendenten Bild von Jerusalem in der Diaspora neu zu erfinden hatte, wurde im zweiten nachchristlichen Jahrhundert die zerstörte Stadt durch Kaiser Hadrian als römische Kolonie Aelia Capitolina wieder aufgebaut. An der Stelle des Tempels wurde den Göttern Jupiter, Juno und Minerva ein Heiligtum errichtet sowie eine Hadrian-Statue aufgestellt und den Juden vorübergehend der Zutritt zur Stadt verboten. Mit der Durchsetzung des Christentums als offizieller Staatsreligion des Römischen Reiches ließ Kaiser Konstantin Memorialbauten in Jerusalem und Bethlehem über den Orten von Geburt, Tod und Auferstehung Christi errichten und etablierte das zwischenzeitlich vergessene, provinzielle Jerusalem als ein neues religiöses Zentrum. Die Grabeskirche, die das vermutete Grab und den Golgatha-Felsen umschließt, wurde zum Zielpunkt von Pilgerreisen und zu einem der heiligsten Orte des Christentums. Nach ihrer Zerstörung durch schiitische Fatimiden, die Jerusalem 979 eroberten, wurde sie im 11. Jahrhundert wieder aufgebaut und erfuhr danach weitere An- und Umbauten. Trotz wiederkehrender interner Kompetenzstreitereien wird die Grabeskirche bis heute von sechs der ältesten christlichen Konfessionen gemeinsam verwaltet. Die Schlüsselgewalt über die Kirche, ein Relikt aus der Zeit der osmanischen Herrschaft, deren Ursprung nach der Überlieferung auf Saladin zurückgeht, haben nach wie vor zwei muslimische Familien, die die Kirche täglich auf- und abschließen. In der Stadt Jerusalem sind heute über 50 christliche Konfessionen ansässig. Im Jahr 635 begann die muslimische Herrschaft über Jerusalem, die – mit Ausnahme der Kreuzfahrerzeit – 1300 Jahre andauern sollte. Umayyaden, die die Stadt erobert hatten, später Abbasiden, Fatimiden, Seldschuken, Ayyubiden und Mamluken regierten Jerusalem, bis die osmanische Armee unter Führung von Sultan Selim I. im Jahr 1615 die Stadt einnahm. Das Osmanische Reich dauerte bis zum Beginn des Britischen Mandats 1920 an. Die Bedeutung Jerusalems für den Islam ergibt sich aus der nächtlichen Reise Muhammads, der von dort aus in den Him-



Blick in den Raum „Welcome to Jerusalem“ mit Ausschnitten aus der Dokumentation 24h Jerusalem. © Jüdisches Museum Berlin, Fotos: Yves Sucksdorff

mel aufstieg. Nach Jerusalem wurde – bevor Mekka diese Funktion einnahm – das Gebet ausgerichtet, und Jerusalem ist in der Hierarchie heiliger Orte nach Mekka und Medina die drittheiligste Stadt des Islam. Sie war das Ziel der kleinen Pilgerfahrt im Anschluss oder in Vorbereitung auf die große Pilgerfahrt nach Mekka. Die Umayyaden bebauten das verlassene Areal des zerstörten jüdischen Tempels mit dem Felsendom und der Al-Aksa-Moschee, die im 8. Jahrhundert Jerusalem als religiöses Zentrum des Islam festigten.

In Jerusalem lehrten und studierten im Mittelalter Gelehrte aus der ganzen islamischen Welt, und in dieses geistige und theologische Zentrum mit seinen zahlreichen Schulen, Moscheen und Lehrhäusern zog es Scharen von muslimischen Pilgern. Die baulichen Zeichen muslimischer Präsenz wurden im Laufe der Jahrhunderte von den Herrschern immer wieder aufwendig restauriert. Felsendom und Al-Aksa-Moschee definieren noch heute das Erscheinungsbild der Stadt und unterstreichen den muslimischen Anspruch auf Jerusalem.

Doch auch diese Gebäude erfuhren Überschreibungen: Ende des 11. Jahrhunderts wurde durch die Kreuzfahrer die zuvor vor allem spirituelle Hinwendung zu Jerusalem mit einem territorialen Anspruch verbunden und durchgesetzt: Das muslimische heilige Areal des ehemaligen Tempelbergs wurde nach Einnahme im Jahr 1099 christlich umgewidmet, der Felsendom mit einem Kreuz versehen und ein Herrschersitz in der Moschee eingerichtet, bis Saladin im Jahr 1187 die Stadt rückeroberte. Nach Ende der Kreuzfahrerstaaten blieb die religiöse Bedeutung Jerusalems im Christentum bestehen. Die Stadt wurde als religiöser Mittelpunkt der Erde und als Nabel der Welt dargestellt, Pilgerreisen nahmen zu. Das Heilige Grab fand als Replik und Mitbringsel weite Verbreitung; es wurde auch von adligen oder vermögenden Pilgern als verkleinerter Nachbau angefertigt. Bis heute sind diese Heiligen Gräber an vielen Orten Europas erhalten und wurden selbst Ziel von österlichen Wallfahrten. Der Brauch, die Stätten der Passion liturgisch zu verbinden, etablierte sich als Via Dolorosa im 14. Jahrhundert und kam als Kreuzweg in die europäischen Kirchen. Jerusalem ist als religiöse Vorstellung in den Ländern des christlichen Europa überall präsent.

Auch der politische Anspruch der Kreuzfahrerstaaten war nicht ganz erloschen, und es waren die Nachfolgestaaten der Kreuzfahrer, die sich im 19. Jahrhundert, nun eher mit missionarischen denn territorialen Hintergedanken, zurückmel-



Blick in den Raum „Der Tempel im Judentum“ mit dem Gipsabguss des Beutereliefs vom Titusbogen in Rom .
© Jüdisches Museum Berlin, Foto: Yves Sucksdorff

und Russland zu Schutzmächten der lateinischen und der orthodoxen Christen deklariert.

Trotz unterschiedlicher Machthaber blieben die historischen Stätten des Judentums und Christentums sowie des Islam über Jahrhunderte hinweg, mit mehr oder weniger Restriktionen, für Gläubige aller Religionen zugänglich. Erst vor dem Hintergrund nationalstaatlicher Bestrebungen wurden sie zu umkämpften Territorien – vom jüdischen Tempel, von dem nur mehr die Westmauer des Tempelplateaus übrig blieb, über die Grabeskirche bis hin zum muslimischen Heiligtum.

Die zionistische Idee, mit einer nationalen Selbstverwirklichung und der „Rückkehr in die biblische Heimat“ einen Ausweg aus dem europäischen Antisemitismus zu finden, motivierte mehrere Einwanderungswellen nach Palästina, in erster Linie aus Ost- und Mitteleuropa. Zwischen dem späten 19. Jahrhundert und dem Ende des Zweiten Weltkrieges kamen an die 450.000 Juden ins Land, die von der ansässigen arabischen Bevölkerung zunächst mit Misstrauen betrachtet, später mit militärischer Gewalt bekämpft wurden.

Die zur gleichen Zeit entstehende arabische Nationalbewegung gegen die Herrschaft der Osmanen kämpfte für ein unabhängiges, vereinigtes arabisches Königreich, in das auch Palästina integriert werden sollte. Sowohl die Zionisten als auch die Anhänger der arabischen Nationalbewegung setzten bei der Durchsetzung ihrer Ziele auf die Unterstützung Großbritanniens. Die geopolitischen Interessen der Siegermächte, die das Osmanische Reich mit neuen Grenzziehungen im Nahen Osten ablösten, führten jedoch zu einer Reihe von Konflikten, in die auch

Palästina und Jerusalem verwickelt waren. Ihre Folgen sind bis heute spürbar.

Widersprüchliche britische Zusicherungen nationaler Selbstständigkeit an die arabische wie an die zionistische Seite begründeten eine noch immer unüberbrückbar scheinende Kontroverse zwischen palästinensischem und jüdischem Anspruch auf dasselbe Territorium. Die stetige Zuwanderung von Jüdinnen und Juden nach Palästina war zwischen 1921 und 1929 Auslöser arabischer Ausschreitungen, die am 23. und 24. August 1929 mit einem Massaker an den jüdischen Einwohner*innen Hebrons einen Höhepunkt erreichten. In Jerusalem selbst initiierte Mohammed Amin al-Husseini, der Mufti von Jerusalem, der auch Hitler in seine Nationalisierungspläne einspannen wollte, einen Aufstand und Generalstreik, der von britischen Truppen niedergeschlagen wurde. Paramilitärische jüdische Untergrundorganisationen, die für den Anschlag auf die britische Mandatsverwaltung im Jerusalemer King David Hotel am 22. Juli 1946 verantwortlich waren, bekämpften ihrerseits die britische Mandatsverwaltung. Die Gewalttätigkeiten von beiden Seiten ließen die Briten an eine Teilung Palästinas denken, die das erste Mal 1937 von einer Untersuchungskommission diskutiert wurde, die als Peel-Kommission in die Geschichte eingegangen ist.

Der UN-Teilungsplan, der am 29. November 1947 den Weg für die Gründung des Staates Israel am 14. Mai 1948 frei machte, mündete jedoch nicht in einen israelischen und einen palästinensischen Staat, wie damals von der Völkergemeinschaft erhofft, sondern in den Israel-Palästina-Konflikt, in dessen Zentrum bis heute die Stadt Jerusalem steht.

Nach dem Ende des ersten israelisch-arabischen Kriegs, der unmittelbar nach der Erklärung der israelischen Unabhängigkeit in der Nacht vom 14. Mai 1948 begann, war Jerusalem in einen jüdischen und einen arabischen Teil getrennt: West-Jerusalem wurde am 4. Januar 1950 zur Hauptstadt des neuen Staates erklärt, während der Ostteil der Stadt sowie die Westbank von Jordanien annektiert wurden. Weder das israelische noch das jordanische Vorgehen wurde international anerkannt. Die im Zuge des 1948er Kriegs erfolgten Vertreibungen von Palästinenser*innen sowie Massaker, die von Teilen der israelischen Armee begangen wurden, waren Auslöser für die Flucht eines Großteils der arabischen Bevölkerung – Ereignisse, deren Konsequenzen bis heute den israelisch-arabischen Konflikt bestimmen, und die für die Palästinenser*innen die Nakba, die Katastrophe, wurde.

Die Eroberung Ost-Jerusalems im Sechstagekrieg 1967 und seine darauf folgende Annektion zementiert nach palästinensischer Auffassung die Trennung der Stadt in ein Ost- und ein West-Jerusalem. Die systematische Benachteiligung Ost-Jerusalems und die Diskriminierung seiner Bevölkerung bei gleichzeitigem Anspruch auf die Integration beider Stadtteile in den israelischen Staat, schaffen Misstrauen und Angst, die das vereinigte Jerusalem fast genau so radikal trennen wie die zugemauerten Straßen vor 1967. Der Tempelberg steht inzwischen im Zentrum dieser Konflikte. Doch entzündeten sich an ihm nicht allein politische Streitigkeiten zwischen Palästina und Israel, sondern auch zwischen Mitgliedern unterschiedlicher religiöser Orientierungen innerhalb der jüdischen Gesellschaft.

Diese komplexen historischen Zusammenhänge in einer Gesamtdarstellung detailliert und ausgewogen zu präsentieren, ist nahezu unmöglich. Wir haben uns daher entschlossen, mit der Ausstellung „Welcome to Jerusalem“ der Besonderheit einer Stadt auf die Spur zu kommen, deren Schicksal mit der ihr zugesprochenen Heiligkeit eng verzahnt ist – ideell wie ökonomisch, kulturell wie politisch. Wir stellen Jerusalem vor allem als Stadt vor, die von den drei monotheistischen Religionen als unverzichtbarer, heiliger Ort gesehen wird. Wir wollen den Spannungen zwischen der heiligen und der physischen Stadt nachgehen, die dafür verantwortlich sind, dass Jerusalem immer wieder ins Fadenkreuz politischer Kämpfe gerät.

Anhand von historischen Exponaten, medialen Inszenierungen und künstlerischen Reaktionen auf die vielfältigen Herausforderungen dieser Stadt werden verschiedene Themenfelder aufgegriffen, die die Konfrontation zwischen den geistlichen und den weltlichen Dimensionen illustrieren: In „Die Vermessung der Stadt“ wird Jerusalem in der Geografie seiner Umgebung verortet und in unterschiedlichen kartografischen Werken vorgestellt; das Thema „Pilgerreisen“ präsentiert religiös motivierte Reisen von christlichen, jüdischen und muslimischen Gläubigen;¹ in dem Kapitel „Die heilige Stadt“ stehen die Sakralbauten der drei monotheistischen Religionen im Zentrum, zu denen auch die alten Friedhöfe gehören. In einem Kapitel zum Thema „Tempel“ werden die Architektur, Funktion und Bedeutung des Opferkults als Kommunikationsort zwischen Gott und seinem Volk Israel vorgestellt: der Ausgangspunkt, der einst Jerusalem als heiligen Ort definiert hat.

„Diesseits und Jenseits der Stadtmauer“ behandelt die Modernisierung und die Erweiterung der Stadt am Ende der osmanischen Herrschaft; am Beispiel prominenter Hotels wird die örtliche Verbindung von modernem Tourismus und Politik aufgezeigt.

Mit Werken zeitgenössischer Künstler*innen erweitert die Ausstellung ihren Blick auf das gegenwärtige Jerusalem. Mona Hatoum, Gustav Metzger und Fazal Sheikh greifen historische Momente auf, die an eigene Erfahrungen anknüpfen. Mit je eigenem künstlerischen Ansatz haben sie Werke geschaffen, die ästhetisch argumentieren und vielschichtig und offen für Deutungen sind. Dies gilt für die konzeptionelle Arbeit „Present Tense“ von Mona Hatoum über die Neuvermessung Palästinas nach dem Oslo-Abkommen, wie für Gustav Metzgers „Jerusalem, Jerusalem“, das die Doppelgesichtigkeit des Terrors in Jerusalems jüngster Geschichte aufgreift, wie auch für den Zyklus „Memory Trace“ von Fazal Sheikh, einer Erinnerungslandschaft Palästinas, von dem einige Arbeiten aus dem Jerusalemer Teil gezeigt werden. Die textile Gebetsweste von Andi Arnovitz, die Videoarbeiten von Yael Bartana und Nira Pereg sowie die Fotoserie zur Siedlungslandschaft um Jerusalem von Wolfgang Strassl ergänzen den künstlerischen Teil.

Zu guter Letzt wird Jerusalem – von Israel wie Palästina der unumstößliche Kern nationaler Selbstbestimmung – als umkämpfte Stadt thematisiert. Wie sich der Alltag unter diesen Bedingungen gestaltet, erzählt eine Spur mit aktuellen Kommentaren Jerusalemer Bürger*innen aus dem ZERO ONE-Projekt „24h Jerusalem“. Zur Ausstellung ist der vorliegende Band erschienen. In ihm werfen Autor*innen unterschiedlicher Herkunft ihren Blick auf die historischen, politischen und kulturellen Aspekte Jerusalems – und, im Epilog, auch einen Blick auf eine mögliche Zukunft.

1 Die grundlegende Erkenntnis, dass die Ökonomie Jerusalems schon immer durch Wallfahrer und Pilger bestimmt wurde, verdanken wir Wolfgang Zwickel, der uns bei der Vorbereitung von Anfang an fachkundig unterstützt hat. Das Modell des herodianischen Tempels und die historische Multimedia-Installation zur Bedeutung und Funktion des Tempels wäre ohne seine Hilfe nicht zustande gekommen.



Blick in den Raum „Diesseits und jenseits der Stadtmauer“.

© Jüdisches Museum Berlin, Foto: Yves Sucksdorff

Nachdruck mit freundlicher Genehmigung aus: Jüdisches Museum Berlin, Katalog zur Ausstellung WELCOME TO JERUSALEM, Einleitung von Margret Kampmeyer und Cilly Kugelmann, Seite 7, Wienand Verlag, Köln 2017.

Neue Israel-Reiseführer

Die historischen Dimensionen von Jerusalem sind überwältigend. Das zeigen die beiden Autorinnen Cilly Kugelmann und Margret Kampmeyer mit dem in diesem Heft nachgedruckten Katalog-Beitrag und mit ihrer Berliner Ausstellung im Jüdischen Museum. Doch was kann der Jerusalem-Reisende heute sehen, wenn er die Stadt besucht?

Überraschende Antworten auf diese Frage gibt ein neues Buch. In seiner erfolgrei-

chen „111 Orte“-Reihe hat jetzt der Kölner Emons Verlag nach dem „besonderen Reiseführer“ für Tel Aviv von Andrea Livnat (siehe dazu Jüdisches Leben in Bayern, 5. 9. 2018) das Buch „111 Orte in Jerusalem, die man gesehen haben muss“ von Laszlo Trankovits vorgestellt.

Wie schon im Tel Aviv-Buch überrascht hier auch die Vielfalt von Kunst und Kultur. Zahlreiche Museen und Galerien in Jerusalem geben einen Einblick in die israelische Kunst von gestern und heute. Alles kann man ja nicht besichtigen, aber das Buch hilft bei der Auswahl.

Natürlich bringt es den Besucher auch zu den historischen Orten der drei Weltreligionen. Für den großen Überblick über die Stadt, für ein Gefühl für ihre Topographie, für den Blick von oben und von unten gibt der Autor Laszlo Trankovits zwei besondere Empfehlungen: Die alte Stadtmauer und die neue Straßenbahn. Oben auf der Mauer aus dem 16. Jahrhundert hat man einen freien Blick auf die Hebräische Universität auf dem Zionsberg, auf den kantigen Bau des King David Hotels und auf die ganze Altstadt.

Relativ neu ist die einzige Straßenbahnlinie der Stadt. Seit 2011 verbindet sie auf ihrer 14 Kilometer langen Strecke den Herzl-Berg im Südwesten mit dem Stadtteil Pisgat Zeev im Nordosten. „Täglich einigt die Bahn friedlich Jerusalems bunte, multikulturelle und zer-

strittene Gesellschaft“, schreibt der Autor. Und für Liebhaber der vielfältigen israelischen Küche gibt das Buch, wie auch schon das von Tel Aviv, zahlreiche Infos zu kulinarischen Örtlichkeiten, auch mit Hinweisen auf die besten Falafel in Jerusalem.

Mit freundlicher Genehmigung des Emons Verlags drucken wir hier einige Orte aus dem Buch für unsere Leser nach. bere



17_Die Chagall-Fenster Große Kunst in der Klinik-Synagoge

Die Hadassah-Universitätsklinik ist ein Krankenhaus, das auch ein Ziel von Kunstfreunden ist. Der Besuch in dem mächtigen Gebäudekomplex bringt es mit sich, dass man auf dem Weg zu den Werken Marc Chagalls in der riesigen, geschäftigen Eingangslobby eine Ahnung von Effizienz und Dynamik des berühmten Hospitals bekommt. In die Abel-Synagoge gelangt man durch eine unauffällige Holztür. Dahinter finden sich die zwölf jeweils 3,40 Meter hohen und 2,50 Meter breiten Glasmosaik-Fenster des russisch-französischen Künstlers.

Die viereckige, luftige Synagoge mit den hellen Holzbänken scheint fast zu klein für die zwölf großen, farblich unterschiedlich geprägten Bogenfenster. Die Vorgabe für Chagall war, jedes Fenster einem der zwölf Söhne Jakobs, den Stammesvätern, zu widmen, ohne sie oder andere Personen erkennbar darzustellen. Das ist nach jüdischer Überzeugung verboten. Also schuf der Künstler mit Fabeltieren, Bäumen, Blumen und Früchten, mit Sternen und symbolträchtigen Hausdächern (wie den Kuppeln Jerusalems) eine Imagination der



zwölf Stämme Israels. Jedes Bild bezieht sich auf einen der Segensprüche Jakobs für seine zwölf Söhne und die Segnungen Moses für die zwölf Stämme Israels. Für die Glasbilder hatten Chagall und sein Assistent Charles Marc ein eigenes Verfahren zum Auftragen der Pigmente entwickelt, mit dem es möglich war, drei verschiedene

Farben auf einer Glasscheibe ohne trennende Bleistäbe zu verwenden.

Chagall selbst übergab die Fenster nach zweijähriger, kostenloser Arbeit 1962 in Paris der Hadassah-Organisation anlässlich ihrer 50-Jahr-Feier. Chagall bezeichnete es als großes Glück, dem jüdischen Volk die Werke schenken zu dürfen. Einige Fenster wurden während des Sechstagekrieges 1967 beschädigt und später von Chagall repariert. Im grünen Fenster ließ er allerdings ein Einschussloch als symbolische Mahnung an den Schrecken des Krieges.

Adresse: Kiryat Hadassah, Jerusalem 91120, Tel. 02/6777111, www.hadassah-med.com | ÖPNV Bus 12, 19, 27, Haltestelle Hadassah Medical Center | Öffnungszeiten So – Do 8.30 – 15.30 Uhr | Tipp: Das Restaurant „Karma“ in Ein Kerem bietet vom geschmackvoll eingerichteten Gasträum, vor allem aber von der Terrasse des pittoresken kleinen Gebäudes einen wunderschönen Blick weit in die malerische Landschaft hinein. Es gibt ein gutes italienisch-israelisches Menü-Angebot (Ein Kerem 74, Tel. 02/6436643).

61_Der Light Rail Train

Symbol der Koexistenz

Jerusalem hat nur eine einzige Straßenbahnlinie, auch wenn im Rathaus schon lange neue Strecken geplant werden. Allerdings ist die „L1“-Strecke 14 Kilometer lang und fährt vom Herzl-Berg im Südwesten bis zum Stadtteil Pisgat Ze'ev im Nordosten der Stadt. Für Touristen ist die Bahn, die auch über die spektakuläre Calatrava-Brücke führt, eine großartige Option, um bequem in viele Ecken Jerusalems zu kommen. Aber der „Light Rail Train“ ist auch der einzige Ort, wo sich wirklich alle Jerusalemer ungeachtet ihrer Religion und Herkunft regelmäßig und häufig begegnen. Die Straßenbahn gilt als Symbol der Koexistenz.

Über 30.000 Araber aus dem Osten der Stadt arbeiten in West-Jerusalem. Viele benutzen die Straßenbahn. Sie drängeln sich zu Stoßzeiten in die modernen Wagen ebenso wie ultraorthodoxe Juden in ihrer schwarzen Kluft, junge Soldatinnen mit umgeschnalltem Maschinengewehr, muslimische Frauen mit Kopftuch oder Hijab, laute Teenager mit grellen Punk-Frisuren, christliche Ordensleute oder Angestellte in biederer Anzügen. Täglich einigt die 2011 eröffnete Bahn friedlich



Jerusalems bunte, multikulturelle und zerstrittene Gesellschaft. Besucher sind oft überrascht von der meist entspannten Atmosphäre in dieser konfliktreichen Stadt. Besonders spürbar ist das bei einer Straßenbahnfahrt.

Nur zu einer Zeit waren bisher Straßenbahnen und Haltestellen Zielscheiben von politischem Vandalismus. Im unruhi-

gen Herbst 2014 bewarfen junge Palästinenser im Ostteil der Stadt die Straßenbahn mit Steinen und beschädigten Haltestellen. Ungewöhnlich an dieser Stadtbahn sind die häufigen Kontrollen, was auch daran liegt, dass insgesamt nur 23 „Niederflur-Fahrzeuge“ verkehren. Die Kontrolleure sind auch bei Touristen meist unnachgiebig. Wer seine Karte, die man vor der Fahrt am Automaten kaufen muss, in der Bahn nicht entwertet hat, muss mit einer saftigen Strafe fürs Schwarzfahren rechnen.

Adresse: Straßenbahn-Endstationen Herzl-Berg und Pisgat Ze'ev | Öffnungszeiten Fahrzeiten: So – Do 5.30 – 24 Uhr, Fr 5.30 Uhr bis eine Stunde vor Schabbat-Beginn, Sa 30 Minuten nach Sonnenuntergang | Tipp: Das Teddy-Kollek-Stadion mit 32.000 Plätzen ist Heimstätte von vier Fußballclubs und wird wegen der Stimmung in dem beengten, überdachten Stadion „die Hölle“ (GeHinnom) genannt. Ein Besuch bei einem Ligaspiel ist auch wegen der Atmosphäre interessant (Stadtteil Malha, David Ayalon Street, Jerusalem 96950).

29_Der Falafel-Tempel

Abu Shukri – umstrittener Falafel-König

Die Frage nach der besten Falafel in Jerusalem ist genauso umstritten wie die nach der besten Currywurst in Berlin. Auch für Jerusalemer ist es eine emotional bewegende Frage, wo man das populärste warme Fast Food der Stadt am schmackhaftesten zubereitet. Seit vielen Jahren preisen viele Bewohner der Heiligen Stadt Abu Shukri als „Falafel-König“. Manches spricht tatsächlich für das traditionsreiche Restaurant nahe der Via Dolorosa, das heute von den Enkeln des berühmten, längst verstorbenen Vaters (arabisch: Abu Shukri) geführt wird.

Zum einen ist das Lokal, das es seit fast 70 Jahren gibt, sichtlich erfolgreich. Der nüchtern und schlicht eingerichtete Raum mit etwa zwei Dutzend Sitzplätzen ist nicht nur in der Touristensaison gut besucht.

Zum anderen gibt es bei allen drei großen Religionsgemeinschaften bekennende Fans von Abu Shukri – gerade, wenn es um dieses Essen geht, ist das in Jerusalem nicht selbstverständlich. Im Unterschied zu anderen Falafel-Spezialisten befinden sich bei Abu Shukri die schweren Ölkessel, in denen die selbst gemachten Kichererbsen-Kugeln frittiert werden, nicht



am Eingang, sondern hinten in der Küche. Hier vertraut man auf den guten Ruf: Man müsse keinen vorbeisclendernden Passanten überzeugen, dass wirklich alles selbst hergestellt und zubereitet werde. Die Begeisterung für Falafel und ebenso

für den Kichererbsen-Brei Hummus eint die ansonsten oft zerstrittenen religiösen und ethnischen Gruppen kulinarisch. Grundsätzlich unterscheiden sich die Rezepte für die verschiedenen Spezialitäten aus Kichererbsen nur unwesentlich. Die weich gekochten Hülsenfrüchte, die nach Angaben der Archäologen schon vor 8.000 Jahren in Kleinasien verspeist wurden, werden mit Olivenöl, Kräutern, Gewürzen, Backpulver sowie Sesam, Bulgur, Knoblauch, Zwiebeln und Zitrone (je nach Gusto) angereichert. Alle servieren es mit warmem Pita-Brot.

Adresse: El Wad Street 63, Jerusalem 9710700, Tel. 02 / 6271538; Hummus Lina, Ma'alot E-Chanka Street 42, Jerusalem 17392, Tel. 02/6277230 | ÖPNV Straßenbahn, Haltestelle Damaskus-Tor, über Damaskus-Tor in die Altstadt immer die El Wad Street entlang | Öffnungszeiten So – Sa 8 – 16.30 Uhr | Tipp: Abu Shukri hat viele angesehene Konkurrenten, beispielsweise das „Hummus Lina“ im christlichen Viertel (Al Khanka Street) oder das Restaurant Waari, einige hundert Meter vom Damaskustor entfernt in der Salah ed Din Street.

55_Die „Kleine Klagemauer“

Heiligtum in schmaler Gasse

Während vor der berühmten Klagemauer, die teilweise auch eine Synagoge ist, fast zu jeder Tages- und Nachtzeit gebetet wird, ist die weniger bekannte „Kleine Klagemauer“ oft ohne Besucher. Dabei gehört die „Kotel HaKatan“ nach jüdischer Auffassung gleichfalls zu den letzten Überresten des 70 nach Christus von den Römern zerstörten jüdischen Tempels.

Bis heute symbolisieren die Reste der westlichen Schutzmauer des Tempels für Juden den Bund Gottes mit dem Volk Israel. Vom Gesichtspunkt der Entfernung – für manch orthodoxe Juden von entscheidender Bedeutung – lag die kleine Klagemauer sogar etwas näher am Allerheiligsten im Tempel des Herodes als die berühmte „Westmauer“. Sie wird nur im Deutschen „Klagemauer“ genannt. Auch die kleine Klagemauer gilt – allerdings erst seit etwa einem Jahrhundert – als jüdisches Heiligtum und dient seither ebenfalls als Gebetsstätte. Im Unterschied zur großen Westmauer gibt es vor den zwei jahrtausendealten Mauerresten in der Bab al-Hadad Street keine Trennung zwischen Männern und Frauen. Niemand



achtet hier auch darauf, ob Männer eine Kippa tragen oder nicht.

In der engen Gasse in der muslimischen Altstadt befinden sich Gebäude aus der Mameluckenzeit (12. und 13. Jahrhundert). Ihre Nähe zum jüdischen Heiligtum lässt ahnen, wie es früher nahe der Klagemauer ausgesehen hat. Nach dem Sech-

tagekrieg 1967 wurde der Platz davor massiv erweitert – und zahlreiche Häuser von Arabern nahe der Klagemauer mussten dafür weichen.

Die jüdisch-orthodoxe Organisation „Ateret Cohanim“ streitet seit Jahren für eine Aufwertung der kleinen Klagemauer und möchte, dass sie unter Aufsicht des israelischen Religionsministers gestellt wird. Ein Grund dafür mag sein, dass das von den Muslimen als „Hospiz der Kurden“ (Ribat al-Kurd) benannte Mauerstück auch schon mal Zielscheibe vandalisierender palästinensischer Jugendlicher war.

Adresse: Am Ende der Bab al-Hadad Street, neben dem Eisentor des Tempelbergs, Jerusalem 9114101 | Anfahrt vom Damaskustor durch die Via Dolorosa ins muslimische Viertel Richtung Tempelberg gehen | Tipp: Die eigentliche Klagemauer (um die Ecke der kleinen Klagemauer) ist das wichtigste jüdische Heiligtum. Auf dem Platz davor drängeln sich Menschen, die beten oder kleine Zettel mit Gebeten und Wünschen in die Ritzen der Mauer stecken. Es herrscht strenge Kleiderordnung: Männer und Frauen müssen eine Kopfbedeckung tragen.

89_Die Stadtmauer

Altstadt von oben erkunden

Der Gang auf der Stadtmauer zeigt, wie verblüffend klein das alte Jerusalem, um das seit Jahrtausenden gekämpft wird, wirklich ist. Gerade mal einen Quadratkilometer groß sind die nach den Christen, Muslimen und Juden benannten Viertel. Hinzu kommt das Viertel der armenischen Christen, deren Kirche zu den ersten christlichen Kirchen überhaupt gehört. Noch einmal deutlich kleiner ist das Terrain des Tempelbergs mit der Klagemauer und der benachbarten Grabeskirche, den Heiligtümern, die im Zentrum der Konflikte zwischen den monotheistischen Religionsgemeinschaften stehen. Von der bis zu 20 Meter hohen Mauer sieht man die vielen Türme, Kuppeln und Dächer, Kirchen und Moscheen, aber auch auf geschäftige Gassen mit spielenden Kindern, auf dicht behangene Wäscheleinen, Satellitenantennen und schmauchende Schornsteine. Die Altstadt ist nicht nur historische Kulisse, sondern ein lebendiger, von vielen Menschen bewohnter Ort.

Beim Jaffa-Tor startet der kostenpflichtige, insgesamt knapp zwei Kilometer lange Weg auf der Mauer, die im 16. Jahrhundert von Sultan Süleiman dem Präch-



tigen auf byzantinischen und römischen Fundamenten errichtet wurde. Zwei Routen mit verschiedenen Zugängen, beide am Jaffa-Tor, gehören zur „Ramparts Tour“, eine führt nach Norden, eine nach Süden. Man kann den Spaziergang am Damaskus-Tor, am Löwentor und am Zionstor abbrechen. Teile der Mauer direkt am Tempelberg und im Süden sind nicht

zugänglich. Der zuweilen phänomenale Blick von der Mauer auf die Umgebung der Altstadt ist den Briten zu verdanken, die nach ihrer Machtübernahme 1917 jegliche Neubauten im Umfeld verboten. So schaut man hinein in das grüne Hinnomtal, auf die pittoreske Montefiore-Windmühle, den kantigen Bau des King David Hotels, die Hebräische Universität auf dem Zionsberg und die vergoldeten Zwiebeltürme der russisch-orthodoxen Maria-Magdalena-Kirche auf dem Ölberg.

Adresse: Jaffa-Tor, Jerusalem 9114001 | ÖPNV Straßenbahn, Haltestelle City Hall; Bus 1, 20, 38, Haltestelle Jaffa-Tor | Öffnungszeiten Sommer: So – Do 9 – 17 Uhr, Fr 9 – 14 Uhr; Winter: So – Do 9 – 16 Uhr, Fr 9 – 14 Uhr (Karten beim Kiosk, nach Eintritt durchs Jaffa-Tor links neben der Treppe) | Tipp: Der Davidsturm, der von Suleiman dem Prächtigen als Minarett erbaut wurde, befindet sich in der David-Zitadelle im archäologischen Park. Im Turm ist das Stadtmuseum mit Artefakten und Kunstwerken aus 4.000 Jahren Geschichte angesiedelt (Eingang rechts vom Jaffa-Tor, Tel. 02 / 6265333, Sa – Do 9 – 16 Uhr, Fr 9 – 14 Uhr).

Meine Heimat ist mein Film

**Shoah-Regisseur Claude Lanzmann mit 92 Jahren verstorben
Von unserer Frankreich Korrespondentin Gaby Pagener-Neu**

Claude Lanzmann, der Regisseur der Dokumentation *Shoah* zur Ausrottung der europäischen Juden, ist tot. Dem im Alter von 92 Jahren Verstorbenen, dem 2011 die Ehrenlegion zuteil geworden war, wurde im Beisein des französischen Premierministers Edouard Philippe sowie u.a. des Philosophen Bernard-Henri Lévy und des Oberrabbiners Haïm Korsia die letzte Ehre erwiesen.

Während der Zeremonie, die auf Wunsch der Familie der Öffentlichkeit zugänglich war und an der ca. 250 Personen teilnahmen, würdigte Lévy einen engagierten und kämpferischen Intellektuellen und der Regierungschef dessen neuneinhalb Stunden dauernden Film *Shoah*: „Das ist ein einmaliges Werk für ein einmaliges Verbrechen, das sind Gesichter, das ist ein Schrei. Eine Weigerung auch, die des Vergessens.“

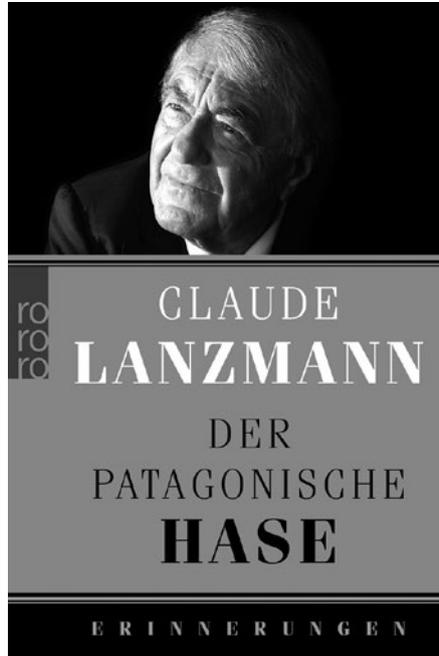
Regisseur des Unsagbaren

Shoah hat indes nicht allein seiner Länge und des Inhalts wegen als ein Monument Filmgeschichte geschrieben, sondern mindestens ebenso ob des ungewöhnlichen Formats. Die Dokumentation über den Völkermord kommt gänzlich ohne Archibilder aus, um das Unsagbare zu erzählen. 2005 bekennt Lanzmann in einem Interview dazu: „Wenn ich es hätte vermeiden können, dem Film einen Namen zu geben, so hätte ich es getan.“ Stattdessen benutzt er 350 zwischen 1974 und 1981 gemachte Filmaufnahmen. Über einen Zeitraum von neun Jahren hat der Regisseur Protagonisten der Konzentrations- und Vernichtungslager zu Wort kommen lassen. Insgesamt haben Vorbereitung und Dreharbeiten zwölf Jahre in Anspruch genommen.

Hierzu bekennt der Filmschaffende: „Ich hätte nicht zwölf Jahre meines Lebens einem Werk wie *Shoah* widmen können, hätte ich selbst zu den Deportierten gehört.“ Der Film ist in vier Episoden aufgeteilt: Die Vernichtungskampagne des Gaswagens nach Chelmo, das Todeslager Treblinka, das von Auschwitz-Birkenau und die Auflösung des Warschauer Ghettos. 1986 wurde der Film mit dem Ehrencaesar ausgezeichnet.

Journalist und Hochschullehrer

Lanzmann, der sich bereits vor seiner Karriere als Regisseur und Journalist betätigt hatte, u.a. für die linksliberale Tages-



zeitung *Le Monde*, und der von seinen engen Freunden Jean-Paul Sartre und Simone de Beauvoir geleiteten *Les Temps Modernes*, deren Chefredaktion er selbst nach dem Tod Beauvoirs übernahm, beschäftigte das Thema Antisemitismus seit seiner Gymnasialzeit. Damals musste er erleben, wie ein jüdischer Mitschüler namens Lévy beinahe gelyncht wurde und er sich selbst antisemitischen Bemerkungen ausgesetzt sah.

Nach dem Erscheinen von Sartres *Réflexions sur la question juive* (Überlegungen zur jüdischen Frage) 1947 organisierte Lanzmann in Deutschland ein Antisemi-

Wer war der Autor dieser monumentalen Dokumentation *Shoah*? Wer war dieser berühmte französische Filmmacher? Claude Lanzmann war auch ein großer Journalist und Schriftsteller. Seine Autobiographie „Der Patagonische Hase“ ist auch ein literarisches Meisterwerk. Auch hundert Leben, sagte Claude Lanzmann, hätten nicht ausgereicht, seine Neugier auf das Leben zu stillen. „Der Patagonische Hase“ wurde ein Bestseller und „Buch des Jahres“ in Frankreich. Es ist vieles in einem: Erzählung eines überreichen Lebens, Bild jüdischer Geschichte, Traktat über Freiheit und Gewalt. Vor allem aber das furiose Dokument einer amour fou mit dem Leben. Bere.

tismus-Seminar und veröffentlichte in dem DDR-Blatt *Berliner Zeitung* zwei Artikel, in denen er die Halbherzigkeit der Entnazifizierung innerhalb der Universität anprangerte. Daraufhin wurde ihm der Lehrauftrag entzogen.

Just im Jahr 2018, dem letzten seines Lebens, wandte sich Lanzmann mit den auf ARTE ausgestrahlten vier Filmen *Die vier Schwestern* erneut der jüdischen Frage zu.

Interessenschwerpunkt Israel

Neben Antisemitismus und antikolonialem Engagement hat sich Claude Lanzmann stets für Israel interessiert, das er mehrfach besuchte. 1967, unmittelbar vor Ausbruch des Sechstagekrieges, beteiligte er sich massiv an der Konzeption einer bekannt gewordenen Ausgabe von *Les Temps Modernes* mit dem Titel *Der israelo-arabische Konflikt*. Hierbei trieben ihn zwei Fragen um: „Wer ist Jude?“ und die Beziehung zwischen „Normalität und Anormalität“, welche die identitäre Orientierung des modernen Israel bestimmen. Von einer amerikanischen Journalistin gefragt, ob seine Heimat Frankreich oder Israel sei, antwortete der Gewinner des berühmten Berliner Filmpreises Goldener Bär für sein Gesamtwerk allerdings lapidar: „Meine Heimat ist mein Film.“

Simone Veil

Mehrere Porträts von Simone Veil, die im Pariser Pantheon vor einer ihr gewidmeten Ausstellung angebracht waren, sind Anfang August mit Graffiti-Kreuzen in der Form eines X besprüht worden. Die Schmierereien waren von keinerlei Textbotschaft begleitet. Zu der Tat, zu welcher sich bislang niemand bekannt hat, wurden Ermittlungen eingeleitet. „Ich verstehe nicht, dass man heutzutage so etwas tun kann“, rief eine Passantin spontan. Auch in den sozialen Netzwerken verurteilten viele diese „Ruchlosigkeit“. Eine Schande für die einen, für andere handelte es sich um einen „Akt der Feigheit, der in krassem Gegensatz zu den republikanischen Werten steht“.

Die ehemalige Auschwitz-Überlebende und spätere Präsidentin des EU-Parlaments war 2017 im Alter von 89 Jahren verstorben und als bedeutende Persönlichkeit der französischen Politik ein Jahr nach ihrem Tod im Pantheon beigesetzt worden. GPN

Alijah nach Metz

„Wir können uns nicht beklagen: Jetzt spricht man überall über Metz, selbst in den israelischen Zeitungen“, freut sich Philippe Wolff, Vorsitzender der dortigen jüdischen Gemeinde im Wochenmagazin *Actualite Juive*. Nicht etwa die Tatsache, dass kürzlich in der lothringischen Stadt eine Gedenkstele am ehemaligen jüdischen Friedhof eingeweiht wurde, hat ihr zu dieser Ehre gereicht, ebenso wenig, dass Metz eine der französischen Städte mit der ältesten jüdischen Geschichte ist, bis Mitte des 19. Jahrhunderts gar diejenige mit der bedeutendsten jüdischen Gemeinde war.

Nein, es ist der Slogan „AlijahMetz“, der von sich reden macht.

Wolff war es, der vor einigen Monaten mit einer Gruppe von Freiwilligen eine Werbekampagne unter diesem Motto startete, um französische, insbesondere durch die jüngsten antisemitischen Ausfälle verängstigte und/oder arbeitsuchende Pariser Juden in die geschichtsträchtige Hauptstadt des Departements Moselle zu locken. Man kann sich unschwer vorstellen, dass die Verwendung des Begriffs „Alijah“ manch einen schockiert hat.

Wolff indes, den die von seinem Werbeslogan ausgelöste Polemik wundert, verteidigt sowohl die Semantik als auch sein Projekt. In Metz existiere ein dynamisches und angenehmes Gemeindeleben, was nur zu wenig bekannt gewesen sei. „Wir wollten auf moderne, attraktive Art mit einer humoristischen Note kommunizieren. Es geht keinesfalls darum, Israel Konkurrenz zu machen, wir sind ausgesprochen zionistisch eingestellt.“

Dennoch ist ihm offensichtlich voll bewusst, dass „AlijahMetz“ die israelischen Behörden bis in die Regierung hinein aufgemischt und eine Grundsatzdebatte angestoßen hat bezüglich der Frage, ob Israel alles in seiner Macht Stehende unternimmt, um die französische Alijah zu erleichtern und zu fördern. (siehe dazu auch: „Französische Olim diskriminiert?“) Philippe Wolff spricht gar von einem „Elektroschock“.

Unabhängig davon verfügt in der Tat nicht jeder Ausreisewillige über ausreichende finanzielle Möglichkeiten, Hebräisch-Kenntnisse und die realistische Aussicht auf einen beruflichen Neustart, um

zu erwägen, nach Israel „aufzusteigen“. Metz also doch eine Alternative? Die Frage von *Actualite Juive*, ob es seiner Einschätzung nach möglich sei, in Frankreich als Jude glücklich zu sein, beantwortet der Gemeindevorsteher für Metz uneingeschränkt positiv. Es lasse sich dort angstfrei leben. Es habe dort und in der gesamten Region bisher keine gravierenden Vorfälle gegeben. Dies, so seine Erklärung, rühre zum einen daher, dass das Elsass und das Departement Moselle dem Konkordat unterliegen und das Religiöse folglich von jeher als integrierender Bestandteil seinen Platz hatte. Zum andern erfreue sich die Region eines recht hohen sozioökonomischen Niveaus und daher einer relativ niedrigen Kriminalitätsrate mit dementsprechend weniger antisemitischen Aggressionen.

Jedenfalls scheint der umstrittene Werbegag marketingstrategisch gelungen zu sein: Etwa 20 Familien bekundeten Interesse an dem „AlijahMetz“-Projekt, während bisher zwei bis fünf im Jahr „einwanderten“, wie es folgerichtig heißen muss.

GPN

Am Strand von Tel Aviv

Werden französische, mehrheitlich sephardische „Olim“ in ihrem Gastland mit Vorurteilen belegt und diskriminiert? Dies behauptet jedenfalls Ron Cahili, u.a. als scharfsinniger Kolumnist zum Thema israelischer Multikulturalismus bei der Tageszeitung *Haaretz* tätig. Der umtriebige Print-Journalist, Radiomann und vorübergehender Chef des Fernsehsenders Mizrahi zeigte kürzlich im öffentlich-rechtlichen Sender KAN einen Dreiteiler über die Alijah französischer Juden.

Noch heute beobachtet Cahili, selbst Sohn ägyptischer Immigranten, in seinem Dokumentarfilm, wie Letztere von ihren Landsleuten als „Tsarfokaim“ (abwertende Wortkombination aus Tsarafatim/Franzosen und Sefaradim) beschimpft und häufig auf ihre arabische Herkunft reduziert werden.

In einer Szene am Strand von Tel-Aviv, wo einige französische Touristen lautstark Geburtstag feiern, wird ihnen zugerufen: „Haut ab! Ihr habt die ganzen Wohnungen weggenommen, jetzt wollt Ihr uns auch noch unseren Strand wegnehmen.“

Cahili ist geschockt, so etwas heutzutage noch zu hören: „Plötzlich wurde mir bewusst, dass Israel offensichtlich keine Lehre aus der misslungenen Integration der nordafrikanischen Juden in den fünfziger bis siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts gezogen hat, und dass

diese Erbsünde, welche die gesamte israelische Gesellschaft bis heute durchzieht, sich bei den französischen Olim der letzten fünfzehn Jahre wiederholt.“ Dies er-

klärte der 59-Jährige, der sich selbst als links und Mizrahi-Aktivist versteht, in einem Gespräch mit der linksgerichteten Tageszeitung *Libération*.



Am Strand von Tel Aviv.

Foto: MBR

Diese Einwanderer würden gleich bei ihrer Ankunft stigmatisiert, trotz mehrheitlich hohen Bildungsstands bei der Arbeitssuche benachteiligt und sie erführen plötzlich, dass sie nunmehr „in die erniedrigende, von dem zionistischen Establishment geschaffene Schublade der aus muslimischen Ländern stammenden Juden einsortiert werden“. Ob der Intellektuelle aus Kairo, der Bourgeois aus Bagdad, der Gelehrte aus Casablanca oder der Goldschmied aus Sanaa, sie alle würden auf denselben Archetypus verdichtet: vulgär, parasitär, ohne Vergangenheit, dreist, geizig, fromm und politisch rechts. Eine aktuelle Erhebung hat ergeben, dass knapp ein Viertel der Bevölkerung solchen Vorurteilen unterliegt.

Und wie sehen die Olim aus Frankreich sich selbst? Auch hierzu existiert eine in diesem Jahr an 250 hebräisch sprechenden, über achtzehnjährigen Betroffenen durchgeführte Studie. Danach bezeichnen sich 33% von ihnen tatsächlich als religiös, 30% als traditionell und 15% als ultra-orthodox. Nur 19% definieren sich als säkular und 3% haben die Antwort verweigert.

Was ihre politische Einstellung betrifft, so wählt offenbar nur rund ein Viertel der französischen Immigranten „Likud“, gefolgt von Bennetts „Beitenu“ mit 17%. Die Mehrheit, vor allem die der erst kürzlich angekommenen Neueinwanderer, sei mit der Innenpolitik noch wenig vertraut und habe folglich keine dezidierte Haltung,

laut dem Sender für fortlaufende Nachrichten *i24News*.

Cahili indes bestätigte, diese Bevölkerungsgruppe folge, teils aus Unkenntnis, häufig jedoch aus falsch verstandener Loyalität relativ unkritisch der Regierungspolitik Benjamin Netanjahus, denn: „Um sich kritisch mit seinem Land auseinanderzusetzen, muss man sich zu allererst daheim fühlen.“

Dass dem nicht so ist, gehört für den Regisseur zu den größten verdrängten Tabus der israelischen Gesellschaft. Immerhin, dass seine Dokumentarreihe von einem öffentlichen Sender ausgestrahlt wurde, empfindet er als einen großartigen Sieg.

GPN

Algerienkrieg und Israel

Der Historiker Roland Lombard ist in einer auf dem Online-Thinktank Réseau International erschienenen Studie auf einen „kaum bekannten internationalen Aspekt des Algerienkrieges“ eingegangen, nämlich auf „die Involvierung Israels in dem Konflikt“.

Der französische Geschichtsforscher, der daran erinnert, dass die israelischen Geheimdienste in den Kriegsjahren 1954 bis 1962 in dem Maghreb-Staat stark präsent waren, spricht von regelmäßigen Treffen zwischen Verantwortlichen französischer und israelischer Geheimdienste, bei denen brisante Informationen ausgetauscht wurden, u.a. bezüglich der Unterstützung der algerischen Nationalisten durch Ägypten. So erfährt man, dass die Freiheitsbewegung FLN (Front de libération nationale) nicht allein gegen Frankreich kämpfte, sondern ebenso gegen Israel, das seinerseits „eine tragende Rolle im Kampf gegen den FLN gespielt habe“, was wenig bekannt sei, nicht einmal in der

ehemaligen französischen Kolonie selbst. Auch weist Lombard daraufhin, dass der Mossad jüdische Selbstverteidigungsmilizen betreute und sich aktiv an Konter-Terrorismus-Einsätzen beteiligte. Eine weitere interessante Feststellung: Die Informationen über die Aktivitäten der algerischen Nationalisten, welche die Israelis selbstverständlich den französischen Behörden zuspielten, erhielten diese u.a. über einen eher ungewöhnlichen Kanal, die große jüdische Gemeinde. Nicht wenige ihrer Mitglieder seien des Arabischen mächtig gewesen und hätten zuweilen enge Kontakte zur muslimischen Gemeinschaft gepflegt. Der Historiker bezieht sich hierbei auf Enthüllungen des ehemaligen Mossad-Agenten Avraham Barzilai, der 1956 in Algerien stationiert war.

Kurz vor der Unabhängigkeit Algeriens teilte Israel dem damaligen französischen Staatspräsidenten Charles de Gaulle mit, dass Frankreichs Rückzug aus Algerien einen radikalen Umbruch bedeuten wür-

de. In diesem Kontext wurde, um Algerien quasi unter israelische Aufsicht zu stellen, die Option erwogen, einen Staat zu gründen, der die gesamte jüdische Gemeinde Algeriens vereinen sollte.

„Dieser neue Weg wird ernsthaft überlegt werden“, zitiert der Historiker einen Bericht mit dem Titel „Soll Algerien geteilt werden?“ Der von einem engen Mitarbeiter de Gaulles verfasste Bericht erwog z.B., Algier wie Berlin oder Jerusalem zu teilen. „La Casbah auf der einen, Bab El-Oued auf der anderen Seite, in der Mitte eine Demarkationslinie.“

David Ben Gurion sei höchst persönlich nach Paris gereist, „um General de Gaulle zu beraten und zu versuchen, ihn zu beeinflussen, der Teilungsoption zu folgen“, verrät Lombard schließlich und erklärt, dass die Unabhängigkeit Algeriens in den Augen der Israelis das Ende der Allianz mit Frankreich markierte, „welche nur durch die Existenz eines gemeinsamen Feindes gerechtfertigt gewesen sei“. GPN

Macrons Rosch Haschana

Erstmals nahm ein französischer Staatspräsident an der traditionellen Feierstunde teil, in der Wünsche zu Rosch Haschana überbracht werden. Emmanuel Macron wurde am 4. September in Paris in der Großen Synagoge Rue de la Victoire von Frankreichs Oberrabbiner Haïm Korsia, dem Pariser Oberrabbiner Michel Gugenheim und dem Präsidenten des Konsistoriums Joël Mergui empfangen.

Wie der Élysée-Palast verlauten ließ, hatte Macron im letzten Jahr auch an den Feierlichkeiten zum 500-jährigen Jubiläum des Protestantismus und am von der muslimischen Dachorganisation veranstalteten Abendessen zum Fastenbrechen am Ende des Ramadans teilgenommen.

Das französische Staatsoberhaupt hat allerdings in der Synagoge, wo Mergui und Korsia ihre Besorgnis über den wiederauflebenden Antisemitismus zum Ausdruck brachten, keine Ansprache gehalten. Laut Haïm Korsia sei der Grund die Unvereinbarkeit mit dem in Frankreich herrschenden Laizitätsprinzip. (siehe dazu auch: JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN vom 20. 12. 2016, S. 9)

Gänzlich anders interpretierte der ehemalige Präsident Nicolas Sarkozy die religiöse Neutralität des Staates anlässlich einer ähnlichen Veranstaltung in der Großen Synagoge von Marseille: „Die Laizität ist keine Strafe, kein Verbot, sondern die Anerkennung einer Freiheit“,

erklärte er und betonte weiter: „Die Religionen sind keine Feinde der Republik.“ In diesem Kontext stelle der Akt, „in eine Synagoge zu gehen und zu seinen Landsleuten zu sprechen keinen Verstoß gegen das Laizitätsprinzip dar“.

Ferner bekräftigte Sarkozy die „christlichen und jüdischen Wurzeln Frankreichs“ und bezeichnete es als „einen schweren Fehler, dass man vor einigen Jahren darauf verzichtet habe, diese in die europäische Verfassung aufzunehmen“. Der bekanntermaßen bei Frankreichs Juden besonders beliebte Ex-Präsident konnte sich des Beifalls der Anwesenden sicher sein.

GPN

Kein Gett

Das hat es in Frankreich bisher noch nicht gegeben. Das Rabbinat von Grenoble verurteilte öffentlich die Verweigerung einer religiösen Scheidung. Auf ihrer Facebook-Seite hatte die religiöse Führung in einem Kommuniké ein Mitglied ihrer Gemeinde namentlich an den Pranger gestellt. Schuldig, seiner Ex-Ehefrau den „Gett“ zu verwehren, ist der praktizierende Mann zusätzlich mit Synagogenverbot belegt und er darf an keiner rituellen Handlung teilnehmen. In den USA und Israel eine durchaus gängige Praxis, ist ein solches „naming and shaming“ in Frankreich unüblich und gänzlich neu.

Die von dem ansonsten streng der Orthodoxie und der Achtung des jüdischen Gesetzes verpflichteten Oberrabbiner Haïm Korsia unterstützte Initiative des Grenobler Rabbinats hat in der jüdischen Gemeinschaft des Landes und über sie hinaus hohe Wellen geschlagen und zwiespältige Reaktionen ausgelöst. Von Missbilligung

bis hin zu mehr oder weniger offener Unterstützung, sowohl seitens der Männer als auch der Frauen.

Für Janine Elkouby, Vizevorsitzende des Konsistoriums des Départements Bas-Rhin, bleibt der „Gett“, da allein der Mann die Einwilligung geben kann, ein „asymmetrisches Prinzip“, auch wenn die Frau ihn verlangen und ablehnen kann. So schilperte die engagierte Kämpferin für die Rechte von Frauen Fälle, wo Ehemänner beispielsweise aus finanziellem Interesse nicht einwilligen oder nur unter der Bedingung, dass die Frau auf Unterhaltszahlungen verzichtet. „Diese Dinge existieren, hier handelt es sich um pure Erpressung. Es wird Zeit, dass das Rabbinat klar Position bezieht und sagt, dass dies etwas Inakzeptables ist“, so Elkouby. Genau das haben die beiden Rabbiner der südostfranzösischen Stadt nun zunächst getan.

Was jedoch zwei Tage darauf folgte, mag der Streitbaren weniger gefallen haben. In

einem zweiten Kommuniké verweisen die beiden Rabbiner Meïr Knafo und Nissim Sultan auf die „tiefe Kränkung der Familie des Betroffenen sowie des Betroffenen selbst“, entschuldigen sich öffentlich „für diese unverdiente Schmähung“ und bitten, alle verletzenden Kommentare in den sozialen Netzwerken zu löschen.

Und was das erste Kommuniké betrifft, so ist es mittlerweile von der Facebook-Seite des Rabbinats verschwunden.

Danach soll zumindest ein Dialog und eine Vermittlung zwischen den beiden Parteien möglich geworden sein. Und dennoch: Wie es ein Gemeindeglied, das anonym bleiben möchte, gegenüber der Tageszeitung *Le Monde* verrät, hat das öffentliche Anprangern der „Gett-Verweigerung“ den Anstoß gegeben, das Schweigen zu brechen. Ob sich die Mentalität verändern wird, wird sich daran messen lassen, ob das Beispiel aus Grenoble in weiteren französischen Gemeinden Schule macht. GPN

Keine Mesusa

Im südfranzösischen Montpellier wurde eine in einem Mehrfamilienhaus lebende jüdische Familie aufgefordert, die am äußeren Türpfosten angebrachte Mesusa zu entfernen. Nach heftigen Protesten in den sozialen Medien hat sich das Verwaltungsbüro der Eigentümergemeinschaft bei der Familie entschuldigt.

Eines Tages erhielten die jüdischen Besitzer einer Eigentumswohnung ein Schreiben des Verwalters mit der Bitte, die Mesusa im Inneren der Wohnung anzubringen, mit der Begründung, „dass sich kein privater Gegenstand im gemeinschaftlichen Wohnbereich befinden dürfen“. So laute ein entsprechendes Gesetz. Das Schreiben entfachte in den sozialen Medien einen Sturm der Entrüstung. Die Jüdische Gemeinde in Montpellier zeigt

sich fassungslos. „Es ist das erste Mal, dass wir von einer solchen Aufforderung hören“, erklärte ein Vorstandsmitglied in einem Brief an die Verwaltung. Doch was genau sagt der Gesetzgeber? Unter dem Gemeinschaftsbereich versteht man die von allen Eigentümern benutzten Teile des Hauses. Falls keine gegenteilige Klausel existiert oder die Hausordnung zweideutig ist, schreibt das Gesetz vor, was dazu gehört und was nicht. Die Türen gehören nicht dazu. Juristische Wortklauberei?

Gegenüber der katholischen Zeitung *La Croix* erklärten jedenfalls beide Parteien, die Sache nicht eskalieren lassen zu wollen. Der Hausverwalter entschuldigte sich schriftlich mit der Begründung, die Person, welche das Schreiben verfasst hatte, habe den symbolischen Wert der Mesusa

nicht gekannt, und „wir hatten uns im Rahmen einer Homogenisierung der gemeinschaftlichen Bereiche, u.a. der Wohnungstüren, eingeschaltet. Wir haben diesen Gegenstand bemerkt, ohne dessen Ursprung und Bedeutung zu kennen.“

Ihrerseits bekräftigte die Jüdische Gemeinde, „kein Öl ins Feuer gießen zu wollen“ und die Entschuldigung anzunehmen. Ein wohlthuendes Statement im Kontext der medialen Schimpfkanonaden bis hin zu Morddrohungen, denen sich das Hausverwaltungsbüro nach dem ersten Brief ausgesetzt sah. Von der Sache her ist das Fazit geboten, dass das Gesetz bei der Abgrenzung zwischen privatem und gemeinschaftlichem Bereich zwar klar ist, die Hausverwalter es jedoch zuweilen unterschiedlich auslegen. GPN

Keine Nakba-Allee

Der kommunistische Bürgermeister der Pariser Vorstadt Bezons musste eine Tafel mit der zur Erinnerung an den palästinensischen Exodus während des ersten israelisch-arabischen Krieges „Allée de la Nakba“ benannten Straße entfernen lassen. Die Straße, die sich in unmittelbarer Nähe des Rathauses befindet, war am Vortag auf Antrag eines Vereins zur Unterstützung der palästinensischen Sache bei einem Festakt eingeweiht worden. Die Inschrift, auf einer zweiten Tafel auch ins Arabische übersetzt, lautete: „Im Gedenken an die Vertreibung 1948 von 800.000 Palästinensern durch den Kriegsverbrecher David Ben Gurion für die Gründung des Staates Israel.“ Der Rückzieher ist nicht etwa dem plötz-

lichen Sinneswandel des für sein propalästinensisches Engagement bekannten Bürgermeisters geschuldet, sondern geschah nach einer Aufforderung des Präfekten und zur Freude der jüdischen Dachorganisation CRIF, wie sie per Twitter kundtat. Sie hatte die Initiative verurteilt, da sie „durch den Import eines ausländischen Konflikts den Hass schüre“.

Der Präfekt indes begründete seine Weisung in einem Pressekommuniké formaljuristisch und lokalpolitisch. „Das Anbringen dieser Tafeln und der Kommentar, den sie beinhalten, bedeuten eine Stellungnahme, die gegen das Prinzip der republikanischen Neutralität im internationalen Bereich verstößt, ein Bereich, welcher dem

Staat vorbehalten ist. Zudem widerspricht diese Aktion jeglichem kommunalen Interesse und bewirkt lokale Polemik und Kontroversen, die rasch zu Störungen der öffentlichen Ordnung führen können“, erklärte er.

Während Israels Botschafterin Aliza Bin-Noun „die Unterstützung des palästinensischen Terrorismus durch die Stadt Bezons und ihren Bürgermeister“ verurteilte, ironisierte ein Sprecher des israelischen Außenministeriums auf Twitter: „Das erste Hamas-Rathaus in Frankreich.“ Ob und inwieweit diese und weitere Äußerungen mit ähnlichem Tenor die Anordnung des Präfekten beeinflusst haben mögen, bleibt offen. GPN

Neue Forschungsergebnisse zum 9. November

Zahlreiche Untersuchungen beschäftigten sich schon in den 1980er Jahren mit den antisemitischen Ereignissen des November 1938. Es waren oft lokal- oder regionalgeschichtliche Studien, häufig von Heimatforschern, von Schülern oder von bürgerschaftlichen Gruppen. Auch Journalisten haben immer wieder mit eigenen Recherchen um den 9. November herum die Vorfälle erforscht und beschrieben. Den Blick auf die jüdischen Gebetshäuser, auf Wohnungen und Geschäfte von Juden gerichtet, blieben die menschlichen Tragödien des Pogroms aber meistens im Hintergrund.

Viele Darstellungen trugen dann auch Titel wie „...als die Synagogen brannten“. Und dieser Blick auf den 9. November 1938 bestimmt bis heute die Rezeption der Pogromnacht. Wer aber waren die betroffenen Juden, wer waren die Täter und wie

viele Menschen wurden ermordet oder starben durch die Ausschreitungen und ihre Folgen? Eine Gesamtdarstellung zu diesen Themen gibt es nicht, zuverlässige Opferzahlen auch nicht.

Die Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf hat diese Fragen für das Bundesland Nordrhein-Westfalen gestellt und dazu ein eigenes Forschungsprojekt entwickelt. Wichtige Erkenntnisse stellte Gedenkstättenleiter Bastian Fleermann um den diesjährigen 9. November herum erstmalig der Öffentlichkeit vor.

„Die Ergebnisse unseres Projektes machen deutlich, dass die in der Forschung über Jahrzehnte publizierte Zahl von 91 Toten im gesamten Deutschen Reich viel zu niedrig ist. Diese Zahl stammt von den NS-Behörden selbst und wird bis heute immer noch in Ansprachen oder Darstellungen so kommuniziert“, sagt Fleermann.

Mindestens 127 Menschen fanden nur im Gebiet des heutigen NRW während und kurz nach den Novemberpogromen den Tod. „Lange hat man die Morde und Mishandlungen der Pogromnacht bagatellisiert, indem man vor allem auf die materiellen Schäden geschaut hat. Dass so viele Personen ermordet wurden oder starben, ist bis heute kaum bewusst“, erklärte der Projektleiter. Mit diesen Forschungsergebnissen ist Nordrhein-Westfalen das erste Bundesland, das auf Basis einer wissenschaftlichen Studie die tatsächliche Opferzahl vorlegt.

Die Projektmitarbeiter wünschen sich jetzt, dass auch andere Bundesländer die Thematik aufgreifen. Immo Schatzschneider und Gerd Genger, die Geschichtsforscher der Düsseldorfer Gedenkstätte, haben einige Erkenntnisse für unsere Leser aufgeschrieben. *Benno Reicher*

Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf

Die Düsseldorfer Mahn- und Gedenkstätte, mitten in der Altstadt, ist im historischen Stadthaus in der Mühlenstraße untergebracht. Ab 1933 war hier auch der Sitz der Geheimen Staatspolizei, Gestapo-keller inklusive. Nach 1945 kamen städtische Behörden ins Stadthaus. Seit Herbst 1987 ist dort die städtische Mahn- und Gedenkstätte untergebracht, eine der ersten von heute über 25 Gedenkstätten in Nordrhein-Westfalen.

Nach umfangreichen Umbauten eröffnete das Haus im Mai 2015 mit der neuen Dauerausstellung „Düsseldorfer Kinder und Jugendliche im Nationalsozialismus“. Anhand ausgewählter Biografien wird

den Fragen nachgegangen, wie Kinder und Jugendliche sich während der Zeit des Nationalsozialismus verhalten, wie sie gehandelt und welche Erfahrungen sie in der Diktatur gemacht haben. Neben den bisher dargestellten Opfergruppen, wie etwa die Düsseldorfer Juden, die aus politischen oder religiösen Gründen Verfolgten, die Homosexuellen, die Zwangsarbeiter oder die Sinti und Roma, werden auch Kinder und Jugendliche der damaligen Mehrheitsgesellschaft sowie jugendliche NS-Täter porträtiert.

Neben den neu gestalteten bisherigen Ausstellungsräumen ist ein eindrucksvoller Neubau, der zwei Gebäudeteile im bisheri-

gen Innenhof verbindet, eine Besonderheit der Neugestaltung. In diesem „Forum“ wird die Frage erörtert, wie die Zeit des Nationalsozialismus nach 1945 wahrgenommen und „verarbeitet“ wurde.

Im „Hinterhaus“ steht der neue „Julo-Levin-Raum“ für Wechselausstellungen, Filmvorführungen und Vorträge bereit. Der Raum trägt den Namen des Künstlers Julo Levin, der als Zeichenlehrer an der jüdischen Schule in Düsseldorf tätig war, bevor er in Auschwitz ermordet wurde. Außerdem bietet dieser Gebäudeteil Platz für die Bibliothek und ein „Offenes Archiv“, das es den Besuchern erlaubt, weiter zu forschen. Ein „Studio“ steht den Mitarbeitern überdies für Beratungsgespräche und die Vorbereitung von pädagogischen Angeboten zur Verfügung.

Diese Angebote richten sich an Kinder ab zehn Jahren, Jugendliche und Erwachsene. Lehrkräfte und Schülerinnen und Schüler finden u.a. für die Fächer Geschichte, Deutsch/Literatur, Religion, Kunst, Politik und zu berufsbezogenen Themen Anknüpfungspunkte und Vermittlungsangebote. Erste Leiterin der Gedenkstätte ab 1987 war die Geschichtsdidaktikerin Angela Genger. Sie kam aus Essen, wo sie ab 1980 die Gedenkstätte Alte Synagoge aufgebaut hatte. Ihr Nachfolger in der Leitung ist seit 2011 der Historiker Dr. Bastian Fleermann. *bere*

www.duesseldorf.de/mahn-und-gedenkstaette – www.gedenk-dus.de



Die Düsseldorfer Gedenkstätte.

© Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf

„Sie haben ihn lebend abgeholt...“

Die Tragödien hinter den brennenden Synagogen

Von Gerd Genger und Immo Schatzschneider

Am 9. November 1938 brannte gegen Mitternacht die große Düsseldorfer Synagoge an der Kasernenstraße, und auf dem gesamten Stadtgebiet wütete ein gewalttätiger Nazi-Mob. Nicht etwa spontan, sondern wohlorganisiert. In Düsseldorf wurden ca. 460 Menschen überfallen. 14 starben an den Folgen dieser Überfälle. Der Inhaber des Kaffee-Restaurants Marcus („Karema“), Paul Marcus, wurden mit drei Schüssen in die Brust getötet. Wahrscheinlich wurde auch Wilhelm Lewkowitz, ein 73-jähriger Rentner erschossen. Sechs Menschen starben durch Suizid, sechs Menschen an den Folgen und Spätfolgen der Überfälle. Mindestens 141 Menschen wurden inhaftiert. 87 Männer wurden am 16. November in das KZ Dachau deportiert.

Die brennenden Synagogen in der Pogromnacht vom 9./10. November 1938 haben sich im historischen Gedächtnis als Fanal für das heraufziehende monströse Verbrechen des millionenfachen Mordes an den europäischen Juden eingeschrieben. „Der 9. November allerdings ist als zivilisatorischer Tiefpunkt im kollektiven Gedächtnis verankert: Die Pogrome gelten als Einschnitt in der Geschichte der nationalsozialistischen Judenverfolgung, als Scharnier zwischen Ausgrenzung und Vernichtung, als Eskalationsstufe auf dem Weg in den Holocaust“, schreibt Bastian Fleermann, der Leiter der Düsseldorfer Mahn- und Gedenkstätte, im Abschlussbericht des Forschungsprojektes „Die Toten des Novemberpogroms von 1938 auf dem Gebiet des heutigen Bundeslandes Nordrhein-Westfalen“.

Er beschreibt auch das Ziel dieser Arbeit: „Erstmals hat ein wissenschaftliches Forschungsprojekt die Frage formuliert, wie viele Menschen während der Novemberpogrome vom Herbst 1938 in einem bestimmten geografischen Raum den Tod fanden und wer diese Menschen waren. Das Projekt ist von der Mahn- und Gedenkstätte der Landeshauptstadt Düsseldorf konzipiert und angestoßen worden. Es wurde 2017 vorbereitet und zwischen Januar und November 2018 durchgeführt. Gefördert wurde das Vorhaben durch die Landeszentrale für politische Bildung im Ministerium für Kultur und Wissenschaft des Landes Nordrhein-Westfalen.“

Obwohl noch Forschungsbedarf zur Zahl und Biografie der Toten der Novemberpogrome besteht, sind doch viele Namen lokal bekannt. Initiativen in Schulen, Gemeindearchiven oder Geschichtswerkstätten haben in den vergangenen Jahrzehnten die konkreten Auswirkungen der

Pogromnacht vor Ort bereits aufgearbeitet. Die notwendige Gesamtschau leistete bisher allerdings niemand. Nur eine solche Gesamtschau kann aber das tatsächliche Ausmaß der Gewalt gegen viele der damals noch im Reich lebenden jüdischen Bürger zeigen.

Systematisch – oft waren die Täter mit Listen ausgestattet – wurden jüdische Familien in ihren Wohnungen überfallen, gedemütigt und misshandelt. Dieser Terror endete auf dem Gebiet des heutigen Bundeslandes Nordrhein-Westfalen für 127 Menschen in der einen oder anderen Weise mit dem Tod. Schon im Versuch, alle sichtbaren religiösen Spuren des Judentums in Deutschland in der Pogromnacht zu zerstören, aber vor allem in der offenen Gewalt der Novemberpogrome, zeigte sich der eliminatorische Furor der Nationalsozialisten gegen die deutschen Juden, der in der Shoa endete.

Um den Umfang der Verbrechen zu erfassen, wurden im Rahmen der wissenschaftlichen Untersuchung in Nordrhein-Westfalen 419 Archive, Gedenkstätten, Institutionen und Einzelpersonen, die zu diesem Themenfeld arbeiten, befragt. Parallel dazu wurde eine umfangreiche Recherche in der teilweise schwer zugänglichen lokal- und regionalgeschichtlichen Literatur durchgeführt. Beide Quellen wurden schließlich kritisch zusammengeführt.

Das fundierte, aber doch vorläufige Ergebnis benennt auf dem Gebiet des heutigen Landes Nordrhein-Westfalen:

10 Menschen, die in der Pogromnacht erschossen, erstochen oder ertränkt wurden.

44 Menschen, die an den Folgen und Spätfolgen der Misshandlungen starben, die sie in der Pogromnacht erlitten hatten. 42 Männer und Frauen, die – angesichts der offenen Gewalt und der Erfahrung ihrer Schutzlosigkeit – in und nach der Pogromnacht aus Verzweiflung Suizid begingen.

31 jüdische Männer, die in der Pogromnacht verhaftet und in den darauf folgenden Tagen als „Aktionsjuden“ in die Konzentrationslager Dachau, Buchenwald und Sachsenhausen verschleppt wurden und dort, oder nach ihrer Entlassung, an den Folgen starben.

In 62 Orten des heutigen NRW gab es Todesopfer. In Großstädten, in Kleinstädten, Dörfern und abgelegenen Häusern. Darunter Unternehmer, Kaufleute, Ärzte, Rechtsanwälte, Viehhändler, Metzger, Friseure, Handwerker, Arbeiter, Arbeitslose, Männer und Frauen, Alte und Junge, jüdisch, christlich, areligiös, verschiedener politischer Ausrichtung. Aber nach der Rassenideologie der Nationalsozialisten waren sie nur eins: „Juden“.

Ziel der Untersuchung über die Toten des Novemberpogroms war nicht nur, eine möglichst genaue Zahl für eine ganze Region nennen zu können, sondern auch den Toten einen Namen und, zumindest grob skizziert, eine Biografie geben zu können.



Brennende Synagoge.

Quelle: Stadtarchiv Düsseldorf

LÜNEN

Nicht weit von Dortmund entfernt, am nordöstlichen Rand des Ruhrgebiets, liegt die westfälische Stadt Lünen. Heute hat sie ca. 100.000 Einwohner, 1938 waren es 46.000. Damals war sie noch geprägt durch die Nähe zum Bergbau des Ruhrgebiets und gleichzeitig zur ländlichen Region Westfalens. 1935 lebten in Lünen 50 jüdische Familien. 1938 und 1939 erreichten die Auswanderungszahlen in Lünen ihren Höhepunkt; von den mehr als 200 Juden, die zu Beginn des NS-Regimes in Lünen gewohnt hatten, verließen 90 das Land. Sie flohen nach England, Belgien und insbesondere in die Niederlande (24 Personen), ferner nach Argentinien, in die USA und nach Palästina.

Das Archiv der Stadt Lünen hat 1988 eine umfangreiche Untersuchung der Ereignisse in der Nacht vom 9./10. November publiziert. Darauf stützt sich die folgende Darstellung:

Wie jedes Jahr und im ganzen Reich veranstaltete die örtliche NSDAP im Saal des Schützenhofes in Lünen am Abend des 9. November 1938 eine Gedenkfeier für die Toten des missglückten Hitler-Putsches von 1923 in München. Man wusste schon, dass der Legationssekretär Ernst vom Rath in Paris nach den Schüssen, die der 17-jährige Herschel Grynszpan am 7. November 1938 in Paris auf ihn abgegeben hatte, seinen Verletzungen erlegen war.

Nach Beendigung der Feierstunde gegen 22 Uhr saß ein großer Teil der lokalen NS-Prominenz noch zusammen und

trank. Etwa um 22.30 Uhr kam ein Anruf aus Bochum: Dort brannte die Synagoge. Sofort machten sich die versammelten NSDAP-Mitglieder auf den Weg, um sich zu Hause umzuziehen und statt der Uniformen Alltagskleidung anzuziehen. Sie bewaffneten sich mit Knüppeln, Äxten, Messern, Pistolen und Benzinkanistern. Ihr erstes Ziel war die Synagoge. In Lünen war das ein altes Fachwerkhaus.

Kurz nach 24 Uhr drang ein teils verummter Mob gewaltsam in die Synagoge ein und zertrümmerte die gesamte Einrichtung des Schulraums und des Betssaales. Auf die Leuchter wurde geschossen. Die zerstörte Inneneinrichtung der Synagoge wurde auf die Straße geworfen und auf den nahen Alten Markt getragen. Dort wurde aus dem Inventar der Synagoge ein Scheiterhaufen errichtet, mit Benzin übergossen und angesteckt. Nach und nach wurden die restlichen Teile der Synagogeneinrichtung verbrannt und zugleich auch Möbel, die man aus nahegelegenen Wohnungen jüdischer Bürger herausgeholt hatte. Auf dem Alten Markt hatten sich inzwischen 100 bis 200 Personen eingefunden. Einige waren betrunken. Sie tanzten um das Feuer herum und ahmten jüdische Zeremonien nach.

Ein SS-Untersturmführer befahl, alle jüdischen Bürger zum Alten Markt zu bringen. Trupps von NSDAP-Mitgliedern drangen nun in Wohnungen jüdischer Familien ein, zerstörten die Möbel, misshandelten die Bewohner und trieben die Männer unter Schlägen mit schweren Knüppeln zum Feuer auf dem Alten Markt.

Auch das Geschäft und die Wohnung des Kaufmanns Bernhard Samson wurde verwüstet. Samson wurde im Nachthemd auf die Straße geschleppt und so lange geschlagen, bis er schwer verletzt bewusstlos zusammenbrach. Im Laufe der Nacht wurde Samson dann in „Schutzhaf“ genommen.

Der 1882 geborene Bernhard Samson betrieb ein Haushalts- und Eisenwarengeschäft und einen Handel mit Ölen, Fetten und technischen Artikeln. Bis zu seiner Auswanderung in die Dominikanische Republik im Dezember 1938 ließ er seine schweren Verletzungen aus der Pogromnacht nicht behandeln. Ein Mitarbeiter der Hansalinie in Hamburg machte 1953 folgende Aussagen zum Gesundheitszustand von Bernhard Samson: „Auf Wunsch der Frau Rosel Samson, Lünen/Westf., können wir folgendes berichten: Wie uns erinnerlich, ist Herr Samson am 3. Januar 1939 mit dem Dampfer ‚Claus Horn‘ in Ciudad Trujillo eingetroffen. Wir waren seinerzeit Agenten der Hansalinie in Hamburg, und das Schiff war an uns konsigniert.

Bei Ankunft hier war der Gesundheitszustand des oben erwähnten Passagiers derart, daß es nur mit erheblichen Schwierigkeiten möglich war, ihn von Bord zu bringen, da die hiesige Immigrationsbehörde sich vorerst weigerte, einen Mann landen zu lassen, welcher augenscheinlich sowohl seelisch wie auch körperlich in außerordentlich schlechter Verfassung war.

Nach Aussage zweier sich als Passagiere auf dem gleichen Dampfer befindlichen Ärzten sei Herr Samson bereits in Hamburg bei Betreten des Schiffes in nicht normalem Zustande gewesen und hätten sich auch starke Symptome von schweren Mißhandlungen gezeigt, unter anderem Bruch der hinteren Schädeldecke mit schweren Instrumenten.“

Bernhard Samson starb am 10. 04. 1939 in der Dominikanischen Republik an den Folgen der schweren Mißhandlungen in der Pogromnacht.

Zurück zum Alten Markt in Lünen.

Gegen 1 Uhr wurden die jüdischen Kaufleute Waldemar Elsoffer, der eine Operation hinter sich hatte, und Hermann Aronstein von einem Trupp aus ihren Wohnungen gezerrt und zum Alten Markt getrieben. Gegen 2 Uhr wurden sie von zwei SS-Männern zur Lippe geführt. Da wo die Lippe am tiefsten war, wurden sie gezwungen, in den Fluss zu steigen. Sie sollten zum anderen Ufer schwimmen. Waldemar Elsoffer wurde sofort von der Strömung abgetrieben und ertrank. Seine Leiche wurde am 30. November 1938 aus der Lippe geborgen. Hermann Aronstein musste mehrfach die Lippe schwimmend durchqueren. Dann wurde ihm befohlen zum Alten Markt zu gehen und sich am



Vorstellung der Forschungsergebnisse. Von links: Klaus Kaiser, Staatssekretär Kulturministerium NRW, Projektbearbeiter Immo Schatzschneider und Gerd Genger, Bastian Fleermann und Hildegard Jakobs, Gedenkstättenleitung.

©Landeshauptstadt Düsseldorf/Michael Gstettenbauer

Feuer der brennenden Inneneinrichtung der Synagoge zu wärmen. Schließlich wurde er verhaftet.

Waldemar Elsoffer, geboren 1888, war Kaufmann. 1930 arbeitete er als Handelsvertreter („Tuchreisender“). Zuletzt war er arbeitslos. Werner Elsoffer, das einzige Kind des Ehepaars Martha und Waldemar Elsoffer, emigrierte im Juni 1939 nach England, dann nach Australien, wohin auch seine Mutter auswanderte.

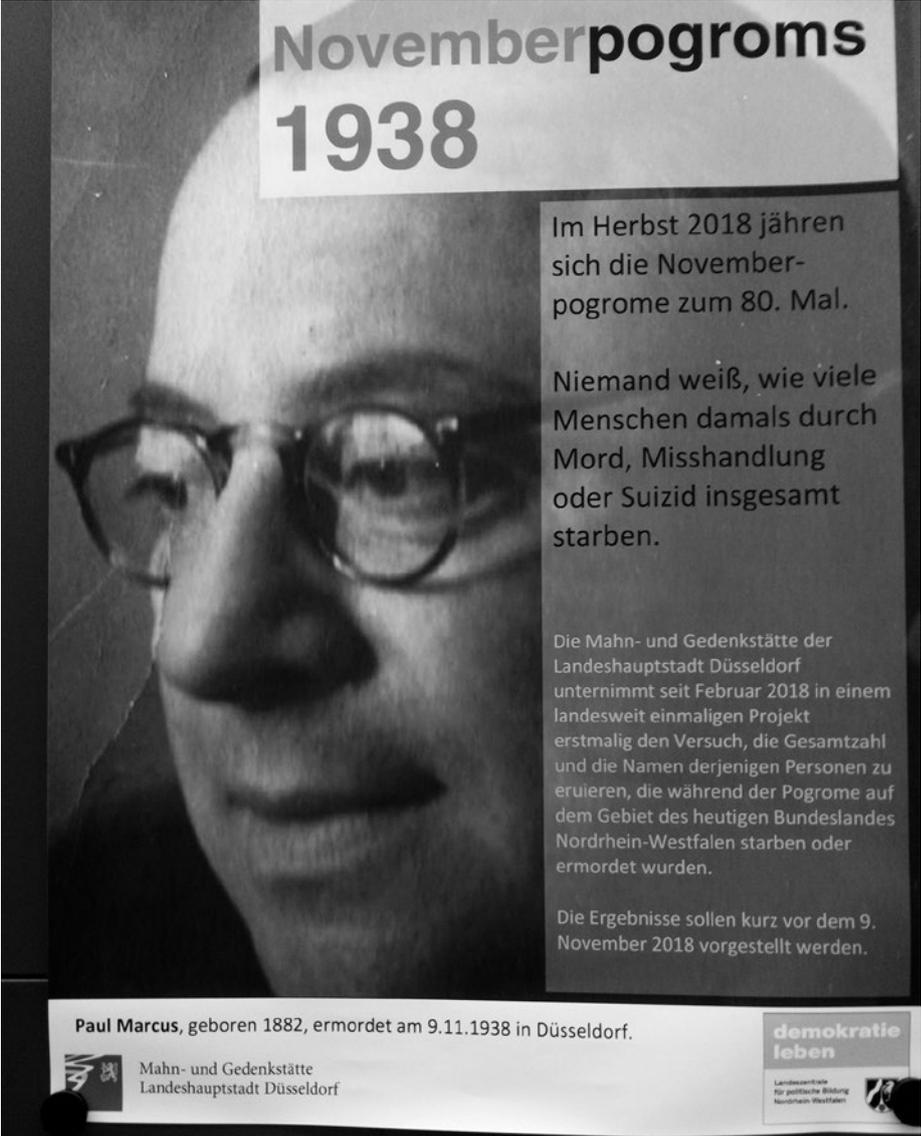
Um 1 Uhr in Lünen-Süd: SA- und SS-Leute bildeten zwei Gruppen von je 5 bis 6 Männern, die sich daran machten, die Geschäfte von Siegmund Bruch und Albert Kniebel zu verwüsten. Sie hatten sogar die Absicht, die Häuser anzuzünden. Bei Bruch und Kniebel wurden die Rolläden, Fensterscheiben und die Ladeneinrichtung zertrümmert, der Inhalt der Läden (Textilwaren) wurde auf die Straße geworfen. Eine Gruppe drang in die über Albert Bruchs Laden gelegene Wohnung ein und zerstörte die Einrichtung. Bruch wurde in seinem Schlafzimmer durch einen Kopfschuss getötet.

Albert Bruch, geboren 1877, Kaufmann, war Inhaber eines Textil- und Konfektionshauses. Eine Nachbarin erinnerte sich:

„Ich wohnte in Lünen-Süd, in der Jägerstraße 27. In unmittelbarer Nähe unserer Wohnung gab es einige jüdische Geschäfte, da war einmal das Textil- und Konfektionshaus Bruch. Ein kinderloses, seriöses Ehepaar, bei allen Lünen-Südern beliebt. Den Kunden gegenüber immer zuvorkommend und hilfsbereit. [...] Der jüdische Bürger Bruch war im Ersten Weltkrieg deutscher Soldat und bekam für besondere Verdienste das ‚Eiserne Kreuz I. Klasse‘.“

Im Schaufenster des Geschäftes von Siegmund Kniebel brannte es. Siegmund Kniebel, geboren 1880, Kaufmann, war Inhaber eines Textil- und Kurzwarengeschäfts. Ein Trupp von 5 bis 6 Personen stürmte in den Hausflur des Kniebelschen Hauses. Scheiben wurden eingeschlagen. Die Gruppe drang in das Schlafzimmer Siegmund Kniebels ein. Als der sich aufrichtete und die Bettdecke schützend vor sich hielt, schoss man ihm in den Unterleib. Er schrie laut auf. Die Gruppe verließ das Haus. Siegmund Kniebel starb um 2.15 Uhr. Seine Tochter Helene Apfel erlebte den Mord an ihrem Vater mit:

„Plötzlich war ein Riesenkrach. Die Rolläden haben sie durchgeschossen und die Fenster kaputt gemacht und die Ware rausgeworfen, ein Riesenkrach. 5 Minuten später waren sie schon oben, haben die Tür aufgebrochen, 3 verummte Gestalten. Ich bin ins Schlafzimmer der Eltern gelaufen. Die haben nur geschrien: ‚Jude Kniebel, im Bett bleiben‘. Und die Mutter und ich, wir haben uns zitternd gehalten. Die sagten: ‚Wenn Sie ruhig sind, dann tun wir Ihnen



Novemberpogroms 1938

Im Herbst 2018 jähren sich die Novemberpogrome zum 80. Mal.

Niemand weiß, wie viele Menschen damals durch Mord, Misshandlung oder Suizid insgesamt starben.

Die Mahn- und Gedenkstätte der Landeshauptstadt Düsseldorf unternimmt seit Februar 2018 in einem landesweit einmaligen Projekt erstmalig den Versuch, die Gesamtzahl und die Namen derjenigen Personen zu eruieren, die während der Pogrome auf dem Gebiet des heutigen Bundeslandes Nordrhein-Westfalen starben oder ermordet wurden.

Die Ergebnisse sollen kurz vor dem 9. November 2018 vorgestellt werden.

Paul Marcus, geboren 1882, ermordet am 9.11.1938 in Düsseldorf.

Mahn- und Gedenkstätte
Landeshauptstadt Düsseldorf

demokratie leben
Landeszentrale für politische Bildung
Nordrhein-Westfalen

gar nichts‘, und haben einen Schuß abgegeben, ich weiß nicht, einen Schuß, zwei Schüsse, das war ein Bauchschuß, ging durch das Federbett durch, das war ganz blutig nachher, und der Vater hat geröchelt.“

DÜLMEN

Dülmen ist eine kleine Stadt in Westfalen, 30 km entfernt von Münster. 1933 lebten dort 61 Juden in 25 Haushalten (21 Männer, 24 Frauen, 15 Kinder unter 14 Jahren).

Nach der Brandstiftung an der Synagoge überfielen zwölf NSDAP-Mitglieder fast alle jüdischen Haushalte in Dülmen. Sie zerstörten die Wohnungseinrichtungen und bedrohten die Juden. 16 jüdische Männer wurden mehrere Tage im Polizeigefängnis am Amtsgericht inhaftiert.

Hermann Leeser, Offizier des Ersten Weltkriegs, fügte sich am 13. November in der Zelle mit einem Rasiermesser tiefe Schnittverletzungen am Hals und am linken Unterarm zu. Zur chirurgischen Erstversorgung wurde er in das Dölmener Franz-Hospital gebracht. Dort wurden die Schnittwunden vernäht. Da man eine

Wiederholung des Suizidversuchs befürchtete, verlegte man Hermann Leeser in die Universitäts-Nervenklinik Münster, wo er noch am selben Nachmittag starb.

In einem zynischen Lagebericht an die Kreisleitung der NSDAP vom 19. November schrieb der NS-Ortsgruppenleiter Anton Schmidt:

„Der jüdische Fabrikant Hermann Leeser hat sich am 13. November 1938 in der Schutzhaft selbst geschächtet. Hilfe war sofort zur Stelle. Er wurde in kürzester Frist durch Sanitäter nach dem Krankenhaus befördert, wo ihm hiesige Ärzte einen ordentlichen Verband anlegten. Der Jude riss diesen Verband nach kurzer Zeit wieder ab und stieß den Ruf aus: Heil Moskau. Es handelt sich wohlgerne um einen ‚anständigen‘ Juden, der Offizier gewesen sein soll. Danach ist er am Schächterschnitt verblutet.“

Hermann Leeser, geboren 1890, Kaufmann, war Mitinhaber der Leinenweberei L & S Leeser. Er stammte aus einer Familie, die seit 1723 in Dülmen ansässig war. Nach seinem Abitur in Rheine hielt er sich in Hamburg, Berlin und Paris auf. Während des Ersten Weltkrieges diente

er als dekoriertes Frontoffizier. Sein Bruder Alfred fiel 1918. Seit dem 5. August 1919 leitete Hermann Leiser zusammen mit seinem Vetter Ernst als Teilhaber die Leinenweberei.

SIEGEN

Fast 100 Kilometer von Köln entfernt war Siegen 1939 eine Kleinstadt mit ca. 40.000 Einwohnern. Anfang 1933 lebten dort mehr als 120 Juden.

Am 10. November verwüstete mittags ein SS-Kommando die Inneneinrichtung der Synagoge, warf die Bänke von der Empore und stürzte das Harmonium von seinem Standplatz. Türen und Fenster wurden eingeschlagen, die Torarollen gestohlen. Vor zahlreichen Zuschauern wurde aus zertrümmerten Einrichtungsgegenständen ein Scheiterhaufen errichtet und mit Benzin entzündet. Die Synagoge brannte aus. Alle jüdischen Männer wurden im Gefängnis der Stadt inhaftiert und anschließend in das Konzentrationslager Sachsenhausen gebracht.

Aus Verzweiflung über den Abtransport ihrer Männer töteten sich die 66-jährige Frieda Löwenstein und ihre 39-jährige Tochter Betty am 14. November. Als Siegfried Löwenstein nach seiner Rückkehr aus der KZ-Haft am 28. November vom Tod seiner Ehefrau und seiner Tochter erfuhr, brach er zusammen und wurde in das Stadtkrankenhaus eingeliefert. Nach seiner Entlassung tötete auch er sich kurz vor Vollendung des 64. Lebensjahrs am 1. Dezember 1938.

BREYELL

Breyell, 50 km von Düsseldorf und 14 km von der niederländischen Stadt Venlo entfernt, war 1938 ein kleiner Ort mit wenigen tausend Einwohnern.

Während des Novemberpogroms wurde die am 21. Oktober 1910 eingeweihte Synagoge an der Biether Straße niedergebrannt. Damals wohnten in Breyell etwa 25 Juden. Emil Levy, am 6. März 1909 in Breyell geboren, ein junger Landwirt, wurde verhaftet und am 17. November in das KZ Dachau eingeliefert. Dort starb er am 9. Februar 1939 unter unbekanntem Umständen.

Sein Vetter Hermann Levy wurde ebenfalls ins KZ Dachau eingeliefert. Er konnte nach seiner Entlassung über England in die USA fliehen. Über die gemeinsame Haft mit Emil Levy erzählte er:

„Am 9. November 1938, als unsere Breyeller Synagoge gebrandschatzt worden ist, wurde ich wie alle anderen verhaftet und

nach Dachau transportiert. Wir sind in Dachau angekommen und haben 24 Stunden bei Wind und Wetter in der Kälte auf der Straße vor dem Lager stehen müssen. Wir hatten zwar alle Brot bei uns, das durften wir aber nicht essen. Am nächsten Tag sind wir langsam in die Baracken reingekommen, auf Stroh haben wir die ganzen Wochen gelegen. Ich war mit vielen Österreichern im letzten Block 31. Mein Vetter Emil, Sohn von Karl, dem Bruder meines Vaters und Bertha Levy, war auch im Lager ...

Vor meiner Abreise [er konnte nach England ausreisen] kam ich am 14. Februar 1939 zu meinem Onkel Karl, dem Vater meines Veters Emil, mit dem ich zusammen in Dachau war. Wie mir mein Onkel berichtete, hatte er Bescheid aus Dachau bekommen, Emil sei verstorben und man wolle ihm seine Asche in einer Urne zukommen lassen. Dies hat er abgelehnt. Er sagte zu mir: Sie haben ihn lebend abgeholt und sollten ihn auch lebend wieder zurückbringen.“

Podiumsdiskussion in Würzburg

Anlässlich des 80. Jahrestages der Novemberpogrome von 1938 lud der Zentralrat der Juden in Deutschland zu einer Podiumsdiskussion mit seinem Präsidenten Dr. Josef Schuster und den Spitzenvertretern der beiden Kirchen in das Würzburger Gemeindezentrum „Shalom Europa“ ein. Unter dem Titel „Keine deutsche Identität ohne Auschwitz? Erinnerungskultur 80 Jahre nach der Reichspogromnacht“ sprachen Dr. Schuster, der Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland, Landesbischof Prof. Dr. Heinrich Bedford-Strohm, und der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Kardinal Reinhard Marx, über die Herausforderungen einer modernen Gedenkkultur.

Dr. Schuster, der Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland, Landesbischof Prof. Dr. Heinrich Bedford-Strohm, und der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Kardinal Reinhard Marx, über die Herausforderungen einer modernen Gedenkkultur.



Podiumsdiskussion, v.l.: Dr. Josef Schuster, Kardinal Reinhard Marx, Bischof Dr. Heinrich Bedford-Strohm und Moderatorin Ilanit Spinner.

© Maja Andert JSZ

Regensburg

Rosch Haschana

Zur Vorbereitung auf Rosch Haschana bot Rabbiner Josef Chaim Bloch am 2. September eine Lehrstunde an. In seinem Vortrag und dem anschließenden Gespräch konnten die zahlreichen Anwesenden viel über den geistigen Gehalt der wichtigsten Tage im jüdischen Jahr erfahren. „An Rosch Haschana“, sagte er, „dem Geburtstag von Adam und Eva, erneuern wir unsere Beziehung zu Gott und werden mit der ganzen Menschheit beurteilt.“ Die Worte, die wir im Feiertagsgebetsbuch lesen, helfen uns unsere Gefühle zu spüren.

Wie jedes Jahr war an Rosch Haschana der Gebetsraum gut gefüllt. Es kamen viele Mitglieder und Gäste, insbesondere aus Israel und Österreich. Rabbiner Josef Chaim Bloch führte die Betenden mit viel Kawana durch das „Dawenen“ und „Leinen“. Er begrüßte alle Anwesenden, vor allem Genia Danziger (92), eines der ältesten Mitglieder der Gemeinde, und wünschte ihr gute Gesundheit, bis 120!

Seine Schiurim über die jüdischen Feste im Monat Tischri, die Ansprache nach der Lesung der Tora und beim gemeinsamen Kiddusch sowie der Klang des Schofars gaben Impulse in den Alltag hinein. Das Taschlich am zweiten Tag von Rosch Haschana wurde von gut 25 Personen besucht, die sich am Ufer der Donau nahe der berühmten Steinernen Brücke versammelten und die Taschen nach außen kehrten, um auf diese Weise das Fortwerden der Sünden zu symbolisieren. Wir haben in Honig getunkte Äpfel gegessen, wünschten einander ein gutes und süßes neues Jahr und aßen neue Früchte als Symbole des Neubeginns.

Jom Kippur

Am Erew Jom Kipur war der Konferenzsaal der Regensburger Gemeinde voll. Alle Männer haben ihre weißen Talesim angelegt, passend zum Weiß des Aron ha-Kodesch und der Bima. Nach der traditionellen Begrüßung begann der Rabbiner das Kol-Nidre-Gebet. Nach jeder Wiederholung trug er es lauter vor. Die ganze Gemeinde lauschte den Worten des Gebetes, wo erklärt ist, dass alle Gelübde und Schwüre null und nichtig sein sollen. Am nächsten Tag wurde der Chasan wieder von Mitgliedern der Gemeinde unterstützt. Nach der Tora- und Prophetenlesung gedachten alle beim Iskor ihrer verstorbenen Angehörigen. Das letzte Ge-

bet Ne'ila endete mit dem Ruf des Schofars. Traditionell stärkten sich die Synagogen-Besucher nach dem Beten und Fasten bei dem herrlichen Kiddusch der Familie Danziger und wünschten sich eine gute Besiegelung Gmar Chatima Towa! Im Namen des Vorstandes der Gemeinde gratulierte Volodimir Barskyy allen und bedankte sich bei Rabbiner Josef Bloch für seine erfolgreiche Arbeit sowie bei der Köchin Ludmila Burdljai und den Frauen Elsa Aronov und Sofia Golkova für den Kiddusch. Am Ende beglückwünschte er zum Geburtstag die aktiven Mitglieder der Gemeinde Leonid Dolgopiat und Arkadiy Jaroslavskyy.

Schulfest

Am 27. Juli feierten wir unser diesjähriges Sommerfest. Trotz Platzmangel durch die Baustelle der neuen Gemeinde kamen ca. 50 Kinder und Schüler mit ihren Eltern und Großeltern aus Regensburg, Straubing und Landshut. Bevor das Programm begann, lernten sich die Kinder spielerisch durch das Spiel „Piff-Paff“ kennen. Kurz darauf gab es einen Jahresrückblick mit Fotos und Zeichnungen vom letzten Schuljahr, mit denen der Religionslehrer Efraim Yehoud-Desel die Schüler für ihre Leistungen lobte.

Dabei bezog er sich auf die Werte und die Wichtigkeit des Lichtes in unserem Leben. Hierfür präsentierte er stolz die Videos, die die Schüler zu diesem Thema selbst gedreht haben. Danach folgte das beliebte Bingo-Spiel, welches als Besonderheit die Form eines Davidsterns hatte. Hier gewannen sieben Schüler tolle Preise. Dazwischen sangen alle Gäste gemeinsam Lieder, begleitet durch den jungen Pianisten Mark. Eine Pantomime durfte an diesem Tag auch nicht fehlen. Die Schüler zeigten Videos, in denen sie die Jüdische Geschichte pantomimisch darstellten, sodass ihre Mitschüler die Geschichte erraten mussten. Am Ende wurde jedes Kind belohnt und in die Ferien entlassen. *Karyna Adamowska*

Jüdisches Berlin

Ende August machte der Club „Schalom“ seinen traditionellen Ausflug. Diesmal war das Ziel das jüdische Berlin. Der Vorsitzende des Clubs, Volodymyr Barskyy, sprach für alle die Tefilat HaDerech, das Gebet des Weges, das um eine sichere Reise und Ankunft am Ziel bittet. In Berlin begrüßte uns unsere Stadtführerin Ludmila Buditch, die uns schon auf dem Weg ins Hotel viele interessante Informationen gab. Anschließend machten wir

einen Rundgang auf dem Potsdamer Platz. Der nächste Tag war ganz dem jüdischen Berlin gewidmet.

Die heutige jüdische Gemeinde geht zurück auf das Jahr 1671, als einige jüdische Familien nach Berlin kamen. Sie waren von Leopold I. aus Wien vertrieben worden. Vor der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten hatte die jüdische Gemeinde von Berlin 170.000 Mitglieder, 1/3 der Juden des Deutschen Reiches. Nach Aussage des American Jewish Committee ist Berlin weltweit die am schnellsten wachsende jüdische Gemeinde. Dies ist bedingt durch die Zuwanderung von russischen Juden und später von Israelis. Mittlerweile sind über 80 Prozent der Gemeindemitglieder Juden aus der Sowjetunion bzw. ihren Nachfolgestaaten.

Neben 7 Synagogen, 2 rituellen Tauchbädern, Schulen und Aktivitäten jüdischer Sozialarbeit gibt es zahlreiche Gruppen innerhalb und außerhalb der Gemeinde, die derzeit etwas über 12.000 Mitglieder hat. Daneben gibt es eine kleine orthodoxe Gemeinde mit 1000 Mitgliedern. 1993 wurde das jüdische Gymnasium und 2001 das Jüdische Museum eröffnet. Es ist heute eines der meistbesuchten Orte der Stadt, ebenso wie das Holocaust-Mahnmal. 2015 fanden zum ersten Mal seit 1933 die Europäischen Makkabi-Spiele in Berlin statt. Seit 1970 gibt es den Sportverein Makkabi, der heute 500 Mitglieder hat. Und auch das Museum Berggruen in Charlottenburg wirkt wie ein Symbol der Versöhnung. In Berlin lebten viele prominente Juden, unter anderem auch Theodor Wolff, Max Reinhardt, Inge Deutschkron, Hans Rosenthal, Heinz Galinski und Max Liebermann. Natürlich besuchten wir auch das Scheunenviertel, ein früheres Zentrum jüdischen Lebens.

Nach interessanten Besuchen der Synagoge und des jüdischen Museums fuhren wir wieder zurück ins Hotel. Danach erfreuten wir uns noch bei einer Bootstour auf der Spree. Wir fuhren am Reichstag vorbei und durch das neue Regierungsviertel bis zum „Haus der Kulturen der Welt“. Nach dem Wendemanöver konnten wir weitere besondere Orte, wie den neuen Hauptbahnhof, den Berliner Dom, die Museumsinsel und das älteste Wohngebiet Berlins, das Nikolaiviertel, vom Boot aus erblicken. Unsere Ziele am nächsten Morgen waren das Schloss und der Park Sanssouci in Potsdam. Es wurde nach Skizzen des preußischen Königs erbaut. Kein anderes Schloss ist so mit der Persönlichkeit Friedrichs des Großen verbunden. Der

Name Sanssouci – ohne Sorge – ist dabei als Wunsch und Leitmotiv des Königs zu verstehen, denn hierher zog er sich mit seinen Hunden am liebsten zurück. Die Lage des Schlosses auf den berühmten Weinbergterrassen und die original erhaltenen Raumausstattungen ließen uns eintauchen in die Welt des „Philosophen von Sanssouci“.

Nach einem Gruppenfoto vor dem Schloss fuhren wir zurück und zum Reichstag. Die Kuppel ist von der Dachterrasse aus über eine Rampe öffentlich zugänglich und versorgt den Plenarsaal mit modernster Beleuchtungstechnik. Besucher können den Parlamentssitz durch das Westportal betreten und von dort mit Fahrstühlen zur Dachterrasse fahren. Der Ausgang auf die Kuppel bot einen wunderbaren Ausblick auf Berlin, den wir so schnell nicht vergessen werden.

Nun ging es wieder zurück nach Regensburg, wo wir abends, angefüllt mit vielen Eindrücken, ankamen. Eine interessante und lehrreiche Reise ging zu Ende, für die wir uns beim Vorsitzenden des Clubs „Schalom“ Volodymyr Barskyy und seinen fleißigen Helfern, unserer kompetenten Reiseführerin Ludmilla Buditch sowie unserem Busfahrer bedanken möchten.

Ingrid Liemant

Regensburger Herbst-Schachturnier

Es ist schon eine Tradition geworden, jährlich Turniere zwischen Schachfreunden der Jüdischen Gemeinden in Bayern durchzuführen: das Purimturnier in Augsburg, das Herbstturnier in Regensburg und das Sommer-Blitzturnier in



Schachturnier in der Regensburger Gemeinde.

Bamberg. Die Schachwettkämpfe helfen die Integration zu verbessern und die Kontakte zu anderen Gemeinden und zu den deutschen Schachklubs zu verstärken. Das bestens organisierte Schachturnier fand diesmal im Mehrgenerationenhaus in der Ostengasse statt. Am elften Regensburger Turnier im Oktober haben 37 Schachspieler aus den Jüdischen Gemeinden Augsburg, Bamberg, Fürth, Hof, München, Nürnberg, Regensburg und Straubing teilgenommen.

In ihrer Begrüßung erinnerte Ilse Danziger, Vizepräsidentin des Landesverbandes Bayern und Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde Regensburg, an Otto Schwerdt s. A., Mitbegründer des Schachklubs und selbst begeisterter Schachspieler. Der Namensgeber des Turniers,

sagte sie, hätte eine große Freude zu sehen, wie sich seine Idee ausgeweitet hat und stets fortgesetzt wird. Sie bedankte sich auf das Herzlichste bei der Stadt Regensburg für die Überlassung der Räume und bei dem Leiter des Schachklubs RT Andreas Albrecht für seine unkomplizierte Hilfe.

Das Vorstandsmitglied und Kurator des Schachklubs Volodimir Barskyy bedankte sich ebenfalls bei allen Schachspielern für ihre Teilnahme, bei dem Schiedsrichter Isaak Urbach aus Augsburg für seine großartige Arbeit, bei Ilse Danziger für finanzielle Unterstützung, bei den Frauen Elsa Aronov, Sofia Golkova und Galina Bortnyk für gutes Essen und Trinken, und bei Dima Melnik, Leonid Dolgopiat, Paul Gaydar, Arkadiy Jaroslavskyy und dem Leiter des „Freundeskreises Israel in Regensburg“, Dr. Roland Hornung, für ihre wertvolle Hilfe. „Und der beste Dank geht an den Leiter des städtischen Schachklubs RT Andreas Albrecht für seine schätzbare Unterstützung bei der Organisation und Durchführung des Schachturniers!“

Turnier-Ergebnisse:

Den 1. Platz der Mannschaftsmeisterschaft gewann Regensburg, den 2. Platz München 1 und den 3. Platz Regensburg 2. Die Einzelmeisterschaft: 1. Platz Jakob Gubariev, Augsburg, gefolgt von Boris Miskevicer, München und Eduard Kremenchutskiy, Regensburg. Nestorenmeister: Arkadiy Uritskyy, Nürnberg/Hof. Seniorenmeister: Mujo Palamar, Regensburg; Juniorenmeister: Jonathan Alber, Regensburg. Alle Sieger erhielten Pokale, Urkunden und Preise vom Vorstand Volodimir Barskyy.



Ausflug des Clubs „Shalom“ nach Berlin.

Integrationspreis 2018

Die Regierung der Oberpfalz hat den Senioren- und Integrationsklub „Schalom“ Anfang September mit dem Integrationspreis 2018 ausgezeichnet. Schon siebzehn Jahre machen wir unsere großartige Arbeit im Bereich Integration. Von Jahr zu Jahr konsolidieren wir die Beziehungen zu den deutschen Mitbürgern und laden sie zu uns ein. Dadurch kommen viele deutsche Freunde zu unseren Veranstaltungen. Im Januar 2018 eröffnete der Klub „Schalom“ seine 17. Saison mit einem Konzert italienischer Musik. Zu dieser Nachmittagsvorstellung kamen 135 Gäste, 67 deutsche Mitbürger und 68 von unserer Gemeinde. Auch im Mai hatten wir zum „Leonard Cohen Liederabend“ mit der amerikanischen Sängerin Susan Borovsky 120 Gäste, davon 65 deutsche Mitbürger und 55 von unserer Gemeinde. Eine ähnliche Besucher-Zusammensetzung haben wir durch unsere Integrationsarbeit bei jeder Veranstaltung.

Eine große Rolle spielt die gute Beherrschung der deutschen Sprache. Viele Mitglieder des Klubs besuchen bei uns die Deutsch-Sprachkurse. In zwei Gruppen lernen etwa 60 jüdische Teilnehmer bei der Lehrerin Julia Osmolovska. Zusätzlich lernen viele auch in der VHS Deutsch. Im Prozess der Integration helfen uns die freundschaftlichen und herzlichen Beziehungen zur Stadt Regensburg, zum Seniorenbüro, zur Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, zum „Freundeskreis Israel in Regensburg“ und zu vielen anderen gesellschaftlichen Gruppierungen der Stadt. Unsere Veranstaltungen werden immer auch von Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens besucht, darunter die Bürgermeisterin Gertrud Maltz-Schwarzfischer und der Leiter des „Freundeskreises Israel in Regensburg“, Prof. Dr. Roland Hornung. Bei unseren Vorträgen beschäftigen wir uns

auch mit Fragen der deutschen Gesellschaft, mit dem deutschen Grundgesetz, mit der Geschichte Israels und unserer Stadt. Alle Veranstaltungen werden in deutscher Sprache realisiert und viele Vorhaben organisieren wir zusammen mit anderen Institutionen.

Im Bereich der Integration leistet unsere Bibliothek eine wichtige Arbeit. Sie wurde von Volodimir Barskyy und Natalia Kazakevitch im Jahre 2002 mit etwa 200 Exemplaren gegründet. Im Januar 2018 hatten wir bereits 6000 Titel. Es gibt deutsche, russische, englische und hebräische Literatur und etwa 500 Nutzer der Bibliothek. Hier arbeitet auch die Deutsch-Russische Sprachrunde mit der Leiterin Ingrid Liemant.

Eine große Rolle spielen unsere Rubriken „Erinnerung – unsere Pflicht“, „Die jüdische Geschichte und Gegenwart in Regensburg“ und „Bayern kennenlernen“. Mittlerweile haben wir viele Städte in Bayern besucht. Einmal im Monat gehen wir ins Stadttheater. Integrationsfördernd wirkt auch unser Schachklub als Teil von Klub „Schalom“ (verantwortlich: Volodimir Barskyy). Viele unserer jüdischen Schachspieler sind auch Mitglieder in deutschen Schachklubs und umgekehrt. Unsere Mitglieder besuchen auch Veranstaltungen von anderen Gruppen, z.B. bei dem „Freundeskreis Israel in Regensburg“, bei der „Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit“ und an der Regensburger Universität. Bald bekommen wir eine neue Synagoge mit Gemeindezentrum. Dann können wir unsere Integrationsarbeit noch besser machen. Die Veranstaltung zur Verleihung des Integrationspreises fand am 10. Oktober im großen Sitzungssaal der Regierung der Oberpfalz statt.

Volodimir Barskyy, Leiter des Klubs „Schalom“, Vorstandsmitglied der Jüdischen Gemeinde Regensburg



Der Regensburger Klub „Schalom“ erhält den Oberpfälzer Integrationspreis 2018.

Straubing

Gemeindeausflug nach Bayreuth

Am 15. Juli folgte unsere Gemeinde mit 30 Mitgliedern einer Einladung der Bayreuther Jüdischen Gemeinde. Bei strahlendem Sommerwetter und angenehmen Temperaturen ging es in aller Frühe mit dem Bus nach Bayreuth in Oberfranken, und diese bestens organisierte Reise war ein besonderes Erlebnis.

Gleich nach der Ankunft haben wir den Hofgarten, die historische Parkanlage mit Wasserspielen, besichtigt; dort machten wir auch einen Spaziergang. Um 11.30 Uhr traf man sich bei der Synagoge der Jüdischen Gemeinde. Der Gemeindevorsitzende Felix Gothart führte uns über eine Stunde durch seine schöne Synagoge. Er hat viel Interessantes über die jüdische Geschichte und das jüdische Leben in Bayreuth seit der Zeit ihrer Entstehung im Mittelalter bis heute erzählt.

Auf dem Dachboden wurde erst kürzlich die Bayreuther Genisa gehoben. Was eine jüdische Gemeinde über Jahrhunderte hinweg im Dachstuhl abgelegt hat, das ist in einer ‚Genisa‘ zum Vorschein gekommen. Selbst die Nazis hätten diesen historischen Schatz nicht bemerkt, als sie in der sogenannten Reichskristallnacht wie die Vandalen über das Gotteshaus herfielen, sagte Felix Gothart.

Im 13. Jahrhundert gegründet, zählt die jüdische Gemeinde Bayreuth nach den Verfolgungen und Deportationen in der Zeit des Nationalsozialismus heute wieder rund 500 Mitglieder.

Wir wurden sehr herzlich aufgenommen und bewirtet. Nach der Besichtigung der Synagoge gab es ein gemeinsames Mittagessen in der Gemeinde. Das Essen hat hervorragend geschmeckt.

So gestärkt haben wir das Markgräfliche Opernhaus besichtigt. Mehr als beeindruckt waren unsere Mitglieder von dem wunderschönen Opernhaus.

Im Garten der Synagoge wurde 2012 die Mikwe, ein rituelles Tauchbad, eingeweiht. Es handelt sich nicht um eine mit Regenwasser gespeiste, sondern um eine Grundwassermikwe, die zudem noch von einem artesischen Brunnen gespeist wird. Diese einzigartige Mikwe durften wir auch besichtigen. Danach wurde uns Kaffee und Kuchen im Gemeindezentrum serviert. Die Besichtigung des Wagner-Festspielhauses unter der sachkundigen Leitung von Herrn Gothart rundete den gelungenen Ausflug ab. Es war alles perfekt von der IKG Bayreuth und vom 1. Vorsitzenden organisiert.

Als Dank überreichten wir Felix Gothart, stellvertretend für die Gemeinde, eine



Jugendtheatergruppe

Flasche koscheren Wein. Es war ein wunderschöner und interessanter Tag. Der Besuch der Jüdischen Gemeinde und die Synagogenführung werden unseren Mitgliedern sicher in Erinnerung bleiben. Zufrieden und fröhlicher Stimmung machten wir uns auf den Heimweg, wobei die Frage blieb, wohin fahren sie mit uns nächstes Jahr?

Wir möchten uns auf diesem Weg nochmals beim Vorsitzenden der IKG Bayreuth und bei allen Menschen, die diesen Ausflug möglich gemacht haben, im Namen der Israelitischen Kultusgemeinde Straubing für die Unterstützung und Organisation ganz herzlich bedanken. Wir freuen uns alle auf ein Treffen in Straubing.

Jugendarbeit

Die Förderung von Kindern und Jugendlichen liegt uns sehr am Herzen. Zu nennen ist hier vor allem die Jugendtheatergruppe. Jetzt im Herbst bewegt die Jugendgruppe in erster Linie das Theaterprojekt zu Chanukka. In der Jugendgruppe lernten die Kinder und Jugendlichen in den letzten Monaten viel über Bedeutungen und Rituale rund um Chanukka. Kinder studieren Chanukkalieder ein, um sie zum Chanukka-Fest in der Gemeinde aufzuführen. Rabbiner Mendel Muraiti unterstützt die Jugendarbeit und nimmt an den Theaterproben aktiv teil. Die jungen Künstler treffen sich jeden Sonntag in der Gemein-

de. Es wird geprobt, gespielt und gefeiert. Auch die Eltern nehmen an den Vorbereitungen aktiv teil.

Hohe Feiertage

Das Jahr 5779 wurde wie immer mit Gebet und dem Klang des Schofars empfangen. An den Hohen Feiertagen waren unsere Mitglieder zahlreich erschienen, um zu beten und zu feiern. Aber auch nicht zuletzt, um in den Genuss der traditionellen Köstlichkeiten zu kommen.

Vor Jom Kippur besuchten wir den jüdischen Friedhof. Es folgte Sukkot mit Kidduschim in der Sukka. Den feierlichen Abschluss bildete ein fröhliches Simchat-Tora, zu dem dieses Jahr, trotz Schule, sehr viele Kinder gekommen waren. Am Abend lief ein festlicher Zug aus Kindern und Erwachsenen mit allen Torarollen mit Tanz und Freude siebenmal um die Bima. Anschließend gab es einen leckeren Kiddusch.

Konzert Masel & Broch

Mit freundlicher Unterstützung des Zentralrates der Juden in Deutschland war es uns möglich, ein ganz besonderes Konzert mit Baruch Chauskin & Duo NIHZ zu veranstalten. Die musikalische Darbietung der hochtalentierten Künstler kam bei unseren Mitgliedern sehr gut an. Ebenfalls aus dem Kulturprogramm des Zentralrates gab das TRIO CANNELLE mit dem Programm „Die Goldenen Zwanziger: Von der Kunst auf dem Vulkan zu singen“ ein Gastspiel in unserer Gemeinde. Aber mit Abstand das Beste seit langen war das Trio Cannelle.



Vor dem Opernhaus in Bayreuth.

Würzburg

Kulturpreis für Gemeindechor

Ihnen allen ist eines gemein: Sie setzen sich seit vielen Jahren für die Würzburger Kulturszene ein und prägen sie in besonderem Maße. Für ihr Engagement um das kulturelle Leben in Würzburg wurden Gerd Michel, der Chor „Menora“ und das Theater Spielberg mit der Kulturmedaille der Stadt Würzburg ausgezeichnet.

Eine Stadt könne nur so attraktiv und lebenswert sein, wie sie von ihren Bürgerinnen und Bürgern gestaltet und weiterentwickelt werde, hob Kulturreferent Achim Könneke hervor. „Wenn sich eine Kulturstadt wie Würzburg nicht nur über ihr kulturelles Erbe definiert, dann ist Kulturstadt vor allem ein Anspruch und Ziel.“ Und Bürgermeister Dr. Adolf Bauer unterstrich in seinem Grußwort: „Ich staune jeden Tag, wie viel Potenzial wir in der Stadt haben.“ In Würzburg gebe es ein gutes kreatives Miteinander.

Eine Medaille ging an den Chor „Menora“, einen professionell geführten Laienchor, dessen Mitglieder alle zwei Dinge gemeinsam haben – sie kommen aus der ehemaligen Sowjetunion und haben jüdische Wurzeln, stellte Laudatorin Annette Taigel heraus. Der Chor vermittelt dabei jüdisches, russisches und israelisches Liedgut, das nicht nur gesungen, sondern auch inszeniert wird. „Er begleitet die jüdische Gemeinde durch das Jahr und ist aus dem Gemeindeleben nicht mehr wegzudenken“, so Taigel. Mit dieser Arbeit, die ein wichtiger Beitrag zur Kultur in Würzburg sei, habe sich der Chor aber auch zur Integration selbst befähigt, erklärte die Laudatorin.

Der Menorachor wurde 2003 im Jüdi-

schen Gemeindezentrum Shalom Europa gegründet. Heute besteht er aus 15 Männern und Frauen. Musikalisch geleitet wird der Chor von Marina Zismann und organisatorisch zusammengehalten von Regina Kon, beide haben Musiktheorie und Klavier studiert. Marina Zismann in Kaliningrad, Regina Kon in Moskau.

„Als die Chormitglieder hierher nach Würzburg kamen, kannten sie sich untereinander nicht“, erklärte Annette Taigel. „Sie sprachen kein Deutsch, kein Hebräisch und nur einigen war das Jiddische ein vertrauter Klang im Ohr. Nur wenige hatten in ihren Herkunftsorten gesungen. Und wenn, dann sangen sie russische Lieder.“

In der weltoffenen und liberalen Orthodoxie der Jüdischen Gemeinde wurden sie mit offenen Armen in Empfang genommen und zupackend in allen anstehenden Angelegenheiten der Zuwanderung unterstützt.

„Diese Auszeichnung macht uns stolz“, bedankte sich die sichtlich gerührte Chorleiterin Marina Zismann. „Diese Ehrung wird aber auch Antrieb sein, diese Arbeit fortzusetzen“, versicherte sie unter dem Applaus der rund 200 Gäste.

Mit der Verleihung der Kulturmedaille möchte die Stadt Würzburg Dank sagen und öffentlich Anerkennung zeigen. bere.

Tag der jüdischen Kultur im Shalom

Zum Europäischen Tag der jüdischen Kultur öffnete Anfang September auch das Kulturzentrum Shalom Europa seine Pforten. Viele Würzburger Bürger nutzten diese Gelegenheit, das Judentum, seine Geschichte, Traditionen und Bräuche in Vergangenheit und Gegenwart besser kennenzulernen.



Matthias Bartsch betreut die Gäste bei ihrem Rundgang durch das Kulturzentrum.

Foto: Lodermeier

Matthias Bartsch und Klaus Warmuth, zwei von knapp 200 ehrenamtlichen Museumsführern, betreuten die Gäste bei ihrem Rundgang.

„Seit vielen Jahren versuche ich, das Judentum und insbesondere die Religion der jüdischen Gemeinde Würzburg jungen und erwachsenen Besuchern des Museums Shalom Europa nahezubringen“, erklärt dazu Dr. Bartsch. „Ich fühle mich durch die Ausbildung bei Prof. Müller und seine kontinuierlichen Fortbildungen für uns ehrenamtliche Führerinnen und Führer auf diese verantwortungsvolle Aufgabe gut vorbereitet und bin der jüdischen Gemeinde sehr dankbar für das Vertrauen, das sie uns dabei entgegenbringt.“



Von links: Kulturreferent Achim Könneke, Chorleiterin Marina Zismann und Bürgermeister Dr. Adolf Bauer bei der Verleihung des Kulturpreises an den Chor „Menora“.



Annette Taigel hielt die Laudatio bei der Preisverleihung.

Der andere Höhepunkt des Aktionstages war der abendliche Vortrag „Madame Kaulla und ihre Enkelinnen in Würzburg“ von Dr. Rotraud Ries, der Leiterin des Johanna-Stahl-Zentrums. Dieses Institut für jüdische Geschichte und Kultur des Bezirks Unterfranken und der Stadt Würzburg ist ebenfalls im Shalom Europa untergebracht.

Tatjana Lodermeier

Jugendarbeit im Shalom

Alexander Schif, der Koordinator für die Jugendarbeit, und Vladlena Vakhovska vom Vorstand der Gemeinde luden alle Kinder und Jugendlichen mit ihren Eltern im Herbst zu einer Informationsveranstaltung ins Gemeindezentrum ein. Nach der Begrüßung besprachen die Teilnehmer die geplanten Aktivitäten der Jugendarbeit. Anschließend brachten sich die Eltern mit ihren Ideen in die Planungen ein, so dass ein buntes Programm an Freizeitangeboten entstehen konnte.

„Wir in der Familie legen großen Wert darauf, dass unsere beiden Kinder Etel und Natan gute Kenntnisse der jüdischen Sitten und Bräuche haben“, erklärte Alexander Grinbuch, ein Vater. Das Wissen über die Geschichte des jüdischen Volkes sei ebenfalls maßgebend. „Aus unserer



Familien mit dem neuen Religionslehrer Efraim Yehoud-Desel (Mitte, weißes Hemd).

Sicht wird dies vom Organisationsteam sehr gut vermittelt.“

Und die Schülerin Lea Schif ergänzt: „Jeden Sonntag freue ich mich sehr, da ich im Jugendzentrum der jüdischen Gemeinde gute Freunde treffen kann. Seit ich drei Jahre alt bin, besuche ich gerne diese Treffen, wo ich viel gelernt habe. Dieses Wissen möchte ich den anderen Jungs und Mädels vermitteln. Es macht mir viel Spaß, all das, was ich hier gelernt habe, an die kleineren Kinder

weiter zu geben.“ Zum umfangreichen Angebot der Jugendarbeit gehören auch Ausflüge und Konzertbesuche.

Dann stellte sich der neue Religionslehrer Efraim Yehoud-Desel vor. Er unterrichtet in mehreren bayerischen Gemeinden. „Ich freue mich sehr auf die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen“, sagte er, „und ich bin heute positiv überrascht, dass auch so viele Eltern Interesse am Religionsunterricht zeigen.“

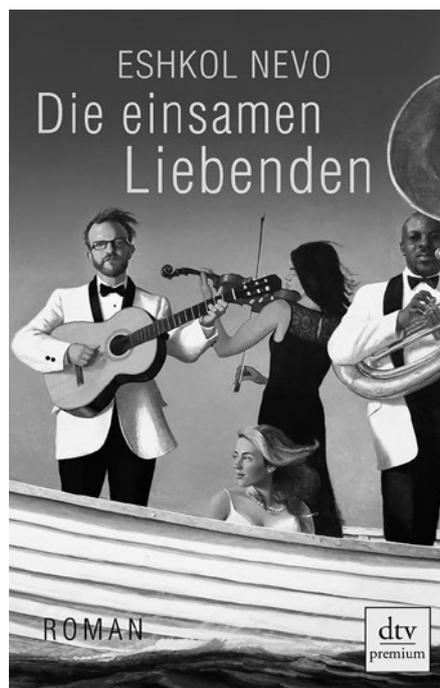
Tatjana Lodermeier

BUCHBESPRECHUNGEN

Die einsamen Liebenden

Auf den ersten 50 Seiten sind sie alle da, die Protagonisten dieser Geschichte des israelischen Schriftstellers Eshkol Nevo, die auf weiteren 250 gut zu lesenden Seiten dem Leser und der Leserin als Liebende näherkommen und wieder aus dem Bild gehen: Jeremiah Mandelsturm aus Hilborn, New Jersey, der im Andenken an seine verstorbene Gattin eine Mikwe in der Stadt der Gerechten bauen lassen will. Eine Tafel über dem Eingang soll ihren Namen tragen.

Moshe Ben Zur, der persönliche Assistent des Bürgermeisters der so bedachten Stadt, ehemals externer Kibbuznik, ehemaliger Nachrichtenoffizier des „Geheimen Militärcamps-das-jeder-kennt“, verheiratet mit Menucha aus frommer Familie, zwei Kinder, „gab sich redliche Mühe, sich selbst als einen zu betrachten, der neu geboren war“. Dennoch sammelte er, wie zu seinen Militärzeiten, noch immer Landkarten, rauchte nach dem Mittagessen eine Noblesse und verscheuchte mit der Hand Ayelets Geruch, der ihm in die Nase stieg, doch seine Augen suchten immer noch nach ihr.



Der traurige Bürgermeister Avraham Danino, der sich jahrelang um die Ansiedlung von Neueinwanderern aus Russland bemühte, darunter vielleicht eine blonde,

knackige Marina oder Irina, die allein kommt und ihn anschauen wird und damit endlich den neuen Anfang bringt, der seit dem Tod seines kleinen Sohnes seit Jahren auf sich warten ließ.

Tatsächlich wird keiner der Neuankömmlinge im neuen Viertel Ehrenquell unter 66 Jahren alt sein. Darunter auch Katja und Anton, die eine tiefe Zuneigung verbindet. Anton, der nur aus Liebe zu Katja mit ins neue Land aufgebrochen war, der Organisator, der Schachspieler und Lebensweise, der Katjas Enkel Daniel einiges lehrte, was ein Heranwachsender so braucht, aber von seiner immer umziehenden Mutter nicht bekommt. Anton verfasste für jeden aus der Gruppe schon zu dessen Lebzeiten einen Nachruf, auch für sich selbst, aber niemand stirbt in dem von den Bewohnern der Stadt bald als Sibirien bezeichneten Stadtteil, erst viel später, als es die Mikwe gibt.

Da ist auch der arabische Israeli Naim, den alle, außer seinen Familienmitgliedern, Noam nennen. Er soll die Mikwe bauen, nicht die erste, die er bauen wird,

und sein Fernglas mitbringen, denn er beobachtet Vögel. Dabei kommt ihm auch schon einmal etwas vor die Linse, das er nicht sehen sollte. Das wird ihm zum Verhängnis, denn was kann ein Araber mit einem Fernglas anderes sein als ein Spion? Aber er weiß sich zu retten.

Die Geschichte dieser Personen, auch von Ayelet, die nur als Ben Zurs zu verschwe-

chender Schatten in Erscheinung tritt, wird im Laufe der um den Bau, die Inbetriebnahme und schließlich den Abriss der Mikwe kreisenden Handlung entfaltet. Jeder hat seine Geschichte, die ihn gezeichnet hat, und er hat jetzt eine zweite Chance. Keiner und keine steht im Mittelpunkt. Am freiesten ist der noch junge Niam/Noah, auch er wird schließlich zu jemandem gehören. Denn das ist

die Sehnsucht aller: zu jemandem zu gehören.

Es ist eine Komödie mit Tiefgang, deren Lektüre unbedingt lohnt.

Angela Genger

Eshkol Nevo: Die einsamen Liebenden, aus dem Hebräischen von Anne Birkenhauer, 304 S., dtv premium, München 2016.

With Us More than Ever Before

Die im 18. Jahrhundert im osteuropäischen Judentum entstandene chassidische Erneuerungsbewegung hat sich in verschiedene Richtungen entwickelt. Trotz diverser Verfolgungen ist der Chassidismus quicklebendig geblieben. Es ist eine Preisfrage, wie viele Gruppierungen im heutigen Chassidismus auszumachen sind.

Chabad Lubawitsch ist in unseren Tagen wohl die bekannteste chassidische Gruppe, obwohl sie zahlenmäßig sicher nicht die größte ist. Diese Bekanntheit von Chabad Lubawitsch hängt mit aufsehen-erregenden Aktionen zusammen, die ihr Rebbe, Rabbiner Menachem Mendel Schneerson (1902–1994), in Gang gesetzt hat. Der Lubawitscher Rebbe war davon überzeugt, unsere Welt sei bereit für die Erlösung (hebr.: Ge'ula); er hat seine Anhänger mit großem Nachdruck zu Handlungen angespornt, die das Kommen des erwarteten Messias beschleunigen sollten.

Das messianische Projekt war noch nicht abgeschlossen, als der Rebbe am 12. Juni 1994 nach längerer Krankheit starb. Für seine engagierten Anhänger war dieses Ereignis verständlicherweise ein großer Schock. Bemerkenswert ist, dass kein Nachfolger ernannt wurde, der die Leitung von Chabad Lubawitsch hätte übernehmen können.

Nicht wenige Chassidim leugnen bis heute, dass der Rebbe gestorben sei; sie behaupten, er sei lediglich entrückt und für andere Menschen unsichtbar geworden. Diese Leute nennt man „Meschichisten“, weil sie ihren Rebben als König Messias bezeichnen. Durch das Tragen von schwarzen Käppchen, auf denen ein Bekenntnis zum lebenden Messias geschrieben steht, sind sie leicht zu erkennen. Ihre Bekenntnisformel fügen die Meschichisten auch in den täglichen Gottesdienst ein. Manche von ihnen hissen an ihrem Haus eine gelbe Flagge mit der schwarzen Krone des Messias.

Die sorgfältig gearbeitete und gut lesbare sozialwissenschaftliche Studie von Yoram Bilu gewährt aufschlussreiche Einblicke in die eigentümliche Welt der gläubigen Meschichisten. Die ethnographische Dar-

stellung des bekannten israelischen Forschers Bilu stützt sich auf viele Interviews mit Meschichisten und vor allem auf eine Auswertung von Publikationen derjenigen, die in Rabbiner M. M. Schneerson den Messias sehen.

Bilu referiert zahlreiche Wundergeschichten, die in den Medien verbreitet wurden. Um hier nur ein Beispiel anzuführen: Ein Gauner hatte in der Stadt Haifa eine Aktentasche gestohlen und brachte sie dann zur Überraschung des Bestohlenen zurück. Der Dieb erzählte, dass er beim Öffnen der Tasche auf ein Bild des Rebben stieß; dessen Blick ließ ihn nicht mehr los. „Und dann geschah das Erstaunliche. Der Rebbe fing an mit mir zu reden. Er sagte: ‚Halt! Bringe die Tasche zurück!‘ Ich dachte, dass ich vielleicht phantasie – aber da hörte ich den Rebben erneut sagen: ‚Halt! Bringe die Tasche zurück!‘“ Für jede der vielen Wundergeschichten bringt Bilu eine genaue Quellenangabe. Manche Geschichten über das segensreiche Wirken des Rebben nach seiner Ent-rückung erscheinen Außenstehenden sehr unglaublich, aber es ist bezeichnend, dass sie in Umlauf gebracht werden.

Unter den Meschichisten gibt es nicht wenige Meinungsverschiedenheiten, aber einig sind sie sich in drei wichtigen Punkten: 1. Der Rebbe ist der wahre Messias. 2. Sein Leben endete keineswegs am 12. Juni 1994. 3. Das Wirken des Messias hat die Welt an das Zeitalter der Ge'ula nahegebracht. Nun müssen die Meschichisten zugeben, dass am 12. Juni 1994 etwas Wichtiges passiert ist. Ihrer Ansicht nach hat sich die Kommunikationsform mit dem Rebben geändert.

Der Autor arbeitet die verschiedenen Formen heraus, in der die Vergegenwärtigung des entrückten Messias von den Meschichisten praktiziert wird. Eine sehr wichtige Rolle spielen dabei eindrucksvolle Bilder des Rebben und alte Filme, die ihn bei Ansprachen oder bei der von ihm eingeführten Zeremonie der Dollar-Verteilung am Sonntag zeigen. Diese Videos werden bei jeder passenden Gelegenheit erneut abgespielt.

Von großer Bedeutung ist die Tatsache, dass jeder Mensch (sogar säkulare Juden

und Nichtjuden) jederzeit mit dem Rebben in Kontakt treten kann. Wie ist eine solche Kommunikation möglich? Wer will, richtet eine Anfrage an den Messias und steckt diesen Brief in eine zufällig aufgeschlagene Seite der gedruckt vorliegenden Korrespondenz des Rebben – bis heute sind 32 Bände seiner „Igrot Kodesch“ erschienen. Und an jener Stelle, an der man den Brief deponierte, wird die Antwort auf die Anfrage zu finden sein. Bibliomantik nennt man dieses Verfahren, von dem Meschichisten regen Gebrauch machen. Sie preisen im Internet diesen Weg als unfehlbar an.

Der Titel des vorliegenden Buches, „With Us More than Ever Before“, bezieht sich auf die unbestreitbare Tatsache, dass es in der Gegenwart wesentlich einfacher als zu Lebzeiten des Rebben ist, zu ihm eine Beziehung aufzubauen. Auch erfolgt die Antwort natürlich viel schneller als in den Zeiten, da man auf den Postweg angewiesen war.

Freilich hat Chabad Lubawitsch eine organisatorische Wandlung durchgemacht. War Chabad Lubawitsch bis 1994 eine zentralisierte Bewegung, die man mit einem Orden verglichen hat, so ähnelt sie in unseren Tagen immer mehr einer Föderation von Institutionen und Gemeinden, die in der ganzen Welt existieren.

Die Meschichisten, das darf man nicht vergessen, sind nur ein kleiner Teil von Chabad Lubawitsch. Manchmal kam es in der traditionsreichen Bewegung zu heftigen Flügelkämpfen. So distanzierte sich das Chabad Lubawitsch-Establishment von radikalen Meschichisten (im chassidischen Jargon „Elokisten“ genannt), die den Rebben mit Gott gleichgesetzt haben. Die Frage, ob es am Ende der vertrackten Geschichte zu einer Spaltung von Chabad Lubawitsch kommen wird, lässt der um Objektivität bemühte Autor vorsichtigerweise offen. Mögliche Bruchstellen hat Bilu jedoch deutlich gemacht.

Yizhak Ahren, Jerusalem

Yoram Bilu: With Us More than Ever Before. Making the Absent Rebbe Present in Messianic Chabad, 370 S., Hozaat Sefarim shel HaUniversita hapetucha, Raanana/Israel, 2016.

Идеал еврейского образования

Реш Лакиш сказал от имени рабби Иегуды Нассиа: «Мир существует лишь благодаря лепету школьников» (Вав. Талмуд, Шаббат 119б). Нет в Талмуде высказывания, которое бы точнее отображало еврейский идеал образования – тот самый идеал, который сопровождает еврейский народ с самого возникновения и по сей день. Уже Тора требует от родителей «рассказывать сыну» (Исх. 13,8), «повторять сыну» (Втор. 6,6-7); а царь Соломон говорит, что юношу следует воспитывать в соответствии с его характером (Пртч. 22,6). Иерусалимский Храм был не только местом богослужения, но и административным и образовательным центром Иудейского царства: Богатые семьи посылали своих детей в Иерусалим, обучаясь у Левитов, к обязанностям которых относилось наставление народа.

Тора требует от каждого отца позаботиться об образовании своего ребенка. Талмуд уточняет: отец обязан, помимо прочего, «учить сына Торе, женить, дать ему ремесло, а некоторые говорят, ещё и плавать» (ср. Вав. Талмуд, Кидушин 29а). Тот, кто не учит сына ремеслу «делает из него разбойника» (там же). Так же как Тора требует от отца учить своего сына, так же она требует от каждого, кто обладает знанием, делиться им со всеми, ибо ученики приравняются к детям.

Как только ребенок начинает осмысленно говорить, родители обязаны начать учить его сначала произносить, а за тем и читать некоторые стихи из Торы. Если отец сам не может обучать сына, он обязан нанять ему учителя. Когда ребенку исполняется шесть или семь лет, он начинает ходить в школу, которая должна быть в каждом городе и каждой деревне, ибо «любое место, где нет школьников, достойно того, чтобы быть уничтоженным» (там же). Система обязательного школьного образования была введена еще при рабби Иегошуа бен

Гамла в первом веке н.э. Он, в свою очередь, опирался на постановление рабби Шимона бен Шетаха, жившего веком ранее. Вот как говорится об этом в Вавилонском Талмуде: «В начале было так, что каждый, у кого был отец, учился у него Торе, а тот, у кого не было отца, не учился вовсе. ... Тогда постановили, чтобы в Иерусалиме посадили учителей (чтобы те обучали этих детей). ... Но стало так, что тот, у кого был отец, отправлялся учиться, а тот, у кого не было отца, учиться не шёл. Тогда постановили, что учителей следует посадить в каждой области и отправлять к ним учиться юношей 16-17 лет (т.е. тех, кто уже может обходиться без родителей). Но получилось, что юноша, на которого рассердился учитель, топал ногой и уходил. Тогда пришёл Иегошуа бен Гамла и постановил, что учителя должны быть в каждой провинции и в каждом городе, и что отправлять учиться следует мальчиков 6-7 лет.» (Бава Батра 21а). Естественно, это общее обязательное образование было общедоступным и бесплатным.

Самые строгие требования относятся к школе и к учителям. Так, запрещено, чтобы в классе было более 25 учеников. Если их больше, то следует нанять помощника. А если количество учеников перевалило за сорок, необходимо взять второго учителя или разделить класс. Учитель должен быть усерден и терпелив. Он не имеет право сердиться на учеников за непонимание, а должен, если те не поняли, вновь и вновь повторять материал. Так, методом проб и ошибок, на протяжении веков, проходило становление еврейского образования.

За века своего существования, идеал образования претерпел многочисленные перемены, но не утратил своего значения и важности. И если в эпоху Античности Филон Александрийский и Иосиф Флавий с гордостью отмечали, что с самого раннего детства еврейских детей обучают основам Закона и Веры, то в Средние века евреи были одним из немногих народов, где все мужчины и очень многие женщины были грамотны (об истории женского образования нужно говорить отдельно, но следует отметить, что уже начиная со Средних веков обучение девочек стало в Европе считаться обязательным). А в Новое время, особенно в IX-XX веке, идеал образования и знаний стал залогом успеха евреев во многих областях науки.

Нужно отметить, что под «образованием» иудаизм всегда



Еврейская школа, Великобритания, 30е годы

понимал в первую очередь изучение Торы. Именно поэтому в приведенном выше высказывании видно чёткое разграничение между обучением Торе и обучением ремеслу. Ремесло, профессия, нужны человеку лишь для того, чтобы он мог достойно существовать. Но они должны оставлять место и время для Торы, т.е. для того, что и есть основа всякого учения. Поэтому желательнее, чтобы ремесло было «легким и чистым» (Мишна, Кидушин 4,14).

Более того, Тора – в идеале – не должна быть источником доходов, и даже тем, кто всю свою жизнь посвятил её изучению, следует зарабатывать себе на жизнь каким-либо ремеслом. «Профессиональный раввин», т.е. человек, который избрал Тору своей профессией и получает за это доход, явление сравнительно новое – оно возникло лишь в Позднем Средневековье и было вызвано теми экономическими и социальными изменениями, которые тогда происходили в Европе. Поэтому идеал жизни он именно в совмещении профессии с изучением Торы, причем Тора должна изучаться «ради неё самой».

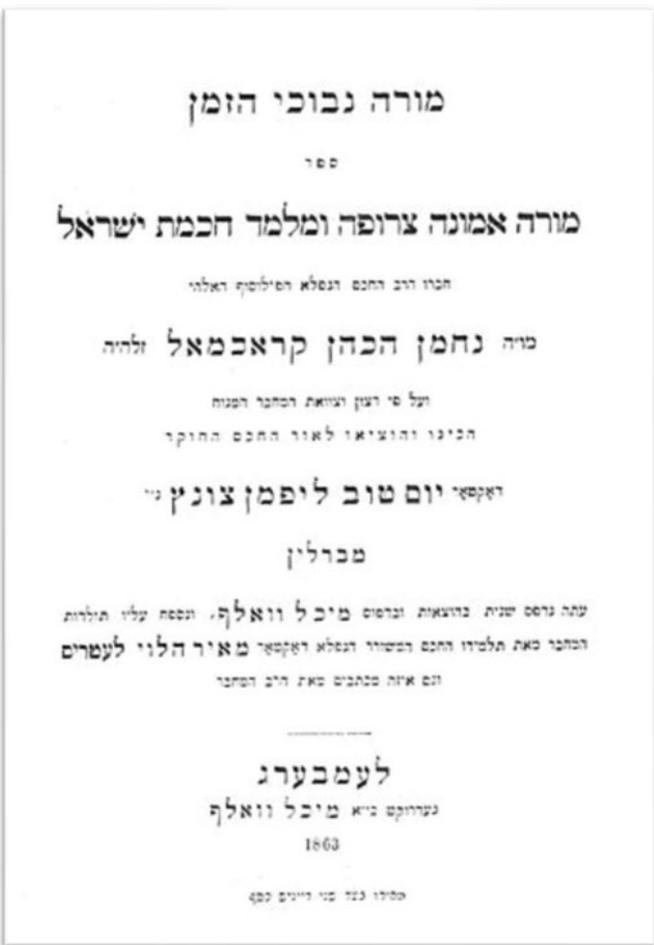
Пожалуй, следует уточнить, что, собственно, подразумевается под «Торой». Для человека светского, Тора, да и вообще религия – по природе своей противостоит науке (вспомним отношения Галилея и Инквизиции). «Религия – не наука», вот что приходится слышать каждому, кто более или менее серьёзно занимается историей религии. К сожалению, достаточно часто это подтверждают и сами религиозные люди,

которые ограждают себя от любого светского влияния. Но есть и другая позиция, и она-то имеет гораздо более глубокие исторические корни. Заключается она в том, что Тора не может быть понята без владения огромным количеством чисто научных знаний — от лингвистики до астрономии, и от биологии до теории вероятностей. За этим совмещением науки и религии стоит глубокое убеждение в том то, что между этими двумя дисциплинами нет противоречия. Тора — это сложный механизм, для владения которым требуется целый набор самых разнообразных инструментов. Еще Маймонид утверждал, что истину следует принимать, из чьих бы она уст не исходила.

биография

НАХМАН КРОХМАЛ

КРОХМАЛ, Нахман (Nachman Krochmal; акроним ק"נך, Ранак; 1785, Броды, Галиция, — 1840, Тернополь), философ, историк, один из основоположников иудаистики (см. наука о еврействе) и ведущих мыслителей Хаскалы в Восточной Европе. Большую часть жизни Крохмал провел в городе Жолква, превратив его в один из центров Хаскалы, с которым были связаны



такие ее деятели, как Ш. И. Л. Рапопорт, И. Эртер, Ш. ха-Леви

«Наставник колеблющихся нашего времени», Львов 1863 г.

Блох (1784–1845), Х. М. Пинелес (1806–70), И. Х. Шор, М. Леттерис, Ц. Х. Хайес и другие. Хотя Крохмал избегал активной общественной деятельности, он пользовался огромным авторитетом среди сторонников Хаскалы и оказал большое влияние на их взгляды, в частности на их отрицательное отношение к хасидизму. После смерти жены (1836) Крохмал вернулся в Броды, а затем поселился в Тернополе (1838). Самостоятельно приобретенные обширные знания в разных областях, особенно в истории и философии, Крохмал целиком посвятил главной задаче своей жизни — созданию философской системы,

Любую науку, любое знание, писал в конце 19 века немецкий раввин Самсон Рафаэль Гириш, еврей обязан взять себе на вооружение, «когда его время предложит ему, то, что соответствует его еврейству; и он будет всегда рассматривать как своё призвание, отдавая должное своей эпохе и её условиям, в любое время, при помощи средств, которые предоставляет ему время, и в условиях своего времени, раскрывать дух своего первоначального еврейства...» (Собр. соч., Франкфурт 1902, стр. 103-104).

Владислав Зеев Сленой

представляющей иудаизм в его духовно-исторических проявлениях. Крохмал поддерживал тесную связь с основателями Виссеншафт дес юдентумс, в отличие от которых писал не на немецком языке, а на иврите, обогатив его рядом научных терминов, чем внес важный вклад в развитие современной литературы на иврите.

Взгляды Крохмалю формировались под влиянием Маймонида и Аврахама Ибн Эзры, а также немецких философов Канта, Шеллинга и, в особенности, Гегеля. Главный труд Крохмалю «Море невухей ха-zman» («Наставник колеблющихся нашего времени», 1851; издал Л. Цунц после смерти автора) лишь частично посвящен чисто философским вопросам. Его 17 глав образуют четыре раздела: главы 1–7 — философия религии и философия истории; главы 8–11 — краткое изложение еврейской истории; главы 12–15 — анализ еврейского литературного наследия на основе историко-критического метода; в главах 16 и 17 Крохмал попытался изложить основы своей философии, не получившей, однако, систематической разработки.

Крохмал принадлежал к школе немецкого идеализма (см. выше), которая считала спекулятивную (умозрительную) философию главным средством постижения реальности. Следуя Гегелю, Крохмал определял реальность в себе как абсолютный дух (ха-рухани ха-мухлат), идентифицируя это понятие с традиционным религиозным понятием Бог. Переход от абсолютной реальности к производной реальности конечных вещей, соответствующий, согласно Крохмалю, религиозному понятию сотворения мира из ничего, трактуется им как бесконечный процесс самоограничения Бога, в основе которого лежит свободный акт ничем не понуждаемой Божьей воли. Подобно каббалистам (см. Каббала), Крохмал отождествляет «ничто», из которого был сотворен мир, с Богом и приходит к выводу, что Бог сотворил мир из самого Себя. Крохмал исходит из предположения, что абсолютный дух — единственный объект человеческого познания. Религия по своей природе является познанием в не меньшей степени, чем философия, и отличается от нее лишь формой познания. Религиозная вера и философское понимание представляют различные ступени постижения духа. Религия познает действительность при помощи образов, философия — при помощи понятий, идей. Поскольку интеллектуальное познание носит более общий характер, чем образное, философия придает религиозным убеждениям большую полноту и ценность. Крохмал считал, что, представляя философию высшим средством постижения религиозной истины, он следует взглядам средневековых еврейских философов (в особенности Маймонида), полагавших, что Тора поощряет философское умозрение и содержит в себе, по крайней мере потенциально, философскую истину. Поскольку, согласно Крохмалю, все религии основываются на духе, то между ними нет существенных различий. Вместе с тем Крохмал считал библейскую веру уникальной по чистоте и универсальности ее образов.

Следуя Гегелю, Крохмал усматривает в истории развитие абсолютной идеи. Каждый народ является носителем определенного духовного начала, на котором основано его существование; жизнь народа продолжается, поскольку в ней воплощается это начало. Если Гегель, рассматривавший национальные государства и народный дух как особые проявления самосознания

абсолютного духа, видел единственное значение исторического процесса в самопознании абсолютной идеи, Крохмал уделяет главное внимание самому процессу развития национальной культуры. Народ, постепенно поднимаясь с низших, первобытных ступеней культуры, созидает своего «бога» (элохей хаумма) и приобщается к универсальному духу.

Чтобы раскрыть внутреннюю конкретную структуру истории народов, Крохмал обращается к эволюционному методу философии истории, согласно которому историю каждого народа можно разделить на три периода: рост и развитие, мощь и инициатива, упадок и уничтожение. Эту схему Крохмал применяет к анализу экономических, интеллектуальных и культурных факторов, определяющих жизнь народа, но как идеалист подчиняет их метафизическому принципу духа. Согласно Крохмалу, сущность народа заключена не в нем самом, а в духе, находящем в нем свое выражение. История еврейского народа подчинена той же трехчастной схеме, что и история других народов, но еврейский народ отличается тем, что он вечен. Крохмал объясняет это особыми, уникальными отношениями, существующими между еврейским народом и Богом, абсолютным духом. Сильнее всего связь между ними выражена в откровении на горе Синай и у израильских пророков. Вечность еврейского народа обеспечивается постоянным обновлением его национальной жизни и повторением цикла из трех этапов развития, каждый раз на более высоком уровне. Как автор концепции соединения в судьбе Израиля земных и метафизических начал и благодаря своей вере в необходимость обновления творческих сил народа после периода духовного застоя,

Крохмал предвосхитил современную сионистскую философию еврейской истории.

Крохмал — один из первых еврейских мыслителей, обратившихся к истории «с целью познания нашей сущности и нашей природы» и тем заложивших основы научной иудаистики. Его метод отличен от метода исторической школы, представленной Л. Цунцем, А. Гейгером и Г. Грецем; согласно Крохмалу, лишь философия может раскрыть «конечную цель» истории. Вместе с тем философ настаивал на необходимости применения эволюционного метода в изучении еврейского литературного наследия, в особенности Галахи и Агады. В исследовании Галахи Крохмал стремился дать интерпретацию Устного Закона, установив его возникновение в древности и проследив его развитие вплоть до фиксации в Талмуде. Агада, по мнению Крохмала, выросла из морально-дидактической потребности донести библейские идеи до народа. Агада — это популярная философия, лучшими образцами которой являются притчи, ясно горящие о Боге, мире, человеке, истории и народе Израиля. Согласно Крохмалу, развитие еврейской мысли от Филона Александрийского до М. Мендельсона представляет собой единый процесс раскрытия вечной философской истины, который может быть подразделен на различные периоды в зависимости от того, насколько адекватно эта истина раскрывалась в те или иные моменты жизни народа.

(по материалам Краткой еврейской Энциклопедии, Том 4, 1988 год)

литература

САША ЛИБУРКИН: ДВА РАССКАЗА

Саша Либуркин, родился в 1958 году в Молдавии, с 1989 года живёт в Петербурге. Публиковался в журналах «Зинзивер», «Крещатик», «Дети Ра», «Урал» и других. Автор книги рассказов «Жениться на англичанке».

Два магара

Мы с братом сидели в комнате, на диване, и в открытую на кухню дверь видели, как дед достает из холодильника большую белую кастрюлю, ставит ее на плиту и зажигает газ.

- Я одного не понимаю, - сказал дед, когда вернулся в комнату и сел на свой стул у окна, - почему у вас нет денег? Все евреи купаются в деньгах! Все! Только вы - два идиота! Магары! Неужели нельзя найти хорошую работу? Вон Мусик Койфман, устроился наладчиком на фабрику - 220 получает!

- Ты же знаешь, дед, я работаю, - невозмутимо ответил мой брат Миша.

- Это что работа? Ведущий на танцах!?

- Дед, сколько раз я могу повторять, это не танцы, это балы, а не ведущий - я инструктор городского дворца культуры! - уже раздраженно ответил Миша. - Скоро я буду старшим инструктором - одна женщина у нас в декрет уходит - тогда буду получать не семьдесят пять, а девяносто!

- Я не знаю, что из тебя выйдет, Миша, но это не работа!

- Дедушка, ты же знаешь, я хочу стать актером. Я играю в народном театре. Мне нужно время чтобы репетировать! Мы сейчас ставим хорошую пьесу. Это пьеса о первой любви, о сложных взаимоотношениях школьников. Она называется "Я тебя найду". У меня главная роль - Сергея. Говорят у меня неплохо получается. Вот послушай!

Он вышел на середину комнаты, и артистично откинув голову, с выражением прочитал:

- Катюша! Катя! Как я рад! Как счастлив я, и как богат...

- А ты знаешь, сколько актер в нашем театре получает? - перебил его дед. - Сто рублей!



- Знаю, дедушка, но это не важно. Актеру, также как поэту или художнику деньги не нужны! - уверенно заявил брат.

- Как не нужны? Совсем? - удивился дед.

- Совсем, дедушка!

- А если у тебя будет семья?

- Ты ничего не понимаешь, дед! - воскликнул Миша. - Семья для актера - дело второстепенное! Актер весь - в творческом поиске! Для актера главное - это потрясающее молчание зрителей после спектакля, а потом - аплодисменты, цветы... Константин Андреевич, наш режиссер, говорит, что у меня есть талант. Дед, я твердо решил - летом еду в Ленинград, поступать в театральное училище. Там главное - пройти творческий конкурс! Басню я уже выучил. А стихотворение я буду читать Апухтина, «Сумасшедший»... или, может быть Есенина? - задумался он. - «Собаке Качалова»?

„Дай Джим на счастье лапу мне
Такую лапу не видал я с роду,
Давай с тобой полаем при луне

На тихую бесшумную погоду...,

- На судьбу! На судьбу лаять будешь! – снова преврал его дед. – Мишигинер!

- Оставь Мишу в покое, дед! – вступился я за брата. – Разве ты не видишь? У Миши призвание!

- Вот, еще один актер нашелся! – с презрением сказал дед. – Посмотрите на него! Женится в девятнадцать лет... На русской женился! Дурак!

- Что ты меня все время упрекаешь, дед? – растерялся я. – Не понимаю... Чем плохо жениться на русской? Маша... она хорошая!

- А я тебе скажу, чем плохо. Может быть твоя Маша и хорошая, но когда вы поссоритесь, она тебя все равно по национальности обзывать будет!

- Не будет, дедушка! – убежденно ответил я. – Маша любит меня! А любовь, дедушка, выше национальности!

- Много ты знаешь... Умник!

- А мне Маша нравится, – сказал брат. – Она такой вкусный борщ готовит! Ты бы к ним, дед, зашел, посмотрел, как они живут.

- Стар я стал по гостям ходить, ноги болят... Скажи, Саша, – сердито спросил дед, – зачем ты у Давида, моего брата, три рубля взял?

- Я хотел книжку купить, дедушка, – начал объяснять я, – «Современная немецкая поэзия». Там хорошие переводы Топорова и других... А денег как всегда нет! Я случайно встретил дядю Давида и взял у него три рубля. Ханука же, дед! – улыбнулся я. – На хануку положено деньги давать!

- Какой Топоров, идиот!? Какая ханука!? Я тебе сейчас казан в голову кину! – в ярости закричал дед. – До тринадцати! До тринадцати лет на хануку детям деньги дают! А у тебя жена и ребенок! Тебе не стыдно?! В следующий раз ко мне приходи. Я тебе дам на этого Топорова три рубля! Там, наверное, уже закипело, – с досадой сказал он, вставая и выходя на кухню.

- Эх, Саня! – вздохнул Миша, когда мы остались одни. – В каком пошлом городе мы с тобой живем! Все вокруг думают только о деньгах! И дед тоже... А я, Саша, в Ленинград хочу... В Ленинград! Скорее бы лето. Там, в Ленинграде, будет замечательная жизнь! БДТ, белые ночи, девушки! А когда я поступлю, ты ко мне в гости приедешь. Хорошо?

- Обязательно, Миша!

- Кто тебе в Ленинграде тарелку супа налет! – крикнул дед из кухни. – Актер он будет... Из погорелого театра! Он вошел в комнату, достал из кармана потертый бумажник, и вынул из него две десятка.

- Вот, – сказал он, положив их на стол, – все, что могу.

- Дед, мы отдадим... С полочки отдадим!

- Не надо отдавать. Какая у вас полочка? – отмахнулся дед.

- Смех один! Идите, мальчики, ешьте. Остынет!

 магар – кажется, по-молдавски – осел
 мишигинер – сумасшедший (идиш)

Шолом-Алейхем

Когда мне было восемнадцать лет, я мечтал стать доцентом, кандидатом филологических наук. «Это же не жизнь, а сказка, – думал я тогда, – зарплата целых триста рублей, а делать особо ничего не нужно: читаешь в своё удовольствие лекции по литературе, ездешь на конференции, выступаешь на них с докладами и беседуешь с умными людьми, а девочки на филфаке – спорить нечего – самые красивые!». И вот для того, чтобы превратить жизнь в сказку и стать учёным, я купил много умных

книг по литературоведению, философии и русскому языку. Но мечта, к сожалению, или к счастью, так и не сбылась. А недавно, сделав ремонт, я разобрал библиотеку и понял, что эти книжки мне уже не нужны. Учёным не стану, да и читать их никогда больше не буду. И тогда подумал, что ведь и в наше время есть, наверное, молодые люди, мечтатели, которые слят и видят, как бы им стать кандидатами наук, а потом читать лекции, выступать на конференциях и получать большую зарплату. Нужно мои книжки им отдать. Я позвонил в ближайшую библиотеку и спросил, принимают ли они литературу? Принесите, сказали, а на вопрос, не отправится ли она прямиком в макулатуру, возмущённо ответили, что говорю глупости. Мне объяснили, что это неправда, что в наше время люди перестали читать, и ещё заверили – все книги, которые им отдают, разбирают студенты и знатоки литературы.

Вечером я позвонил поэту Шабанову.

- Дима, завтра нужна твоя помощь.

- Это надолго?

- Дело на час. Сначала отвезём книжки в библиотеку, а потом попьём водки и обсудим литературный процесс. Поговорим о потрясающем творческом взлёте поэта Сары Зельцер.

- А во сколько?

- Приходи в два.

С утра я сходил в магазин, купил бутылку «Столичной» и мешки для книг. Водку поставил в холодильник, а сам сел на пол, в комнате, у большой горы, состоящей из наваленных журналов и томов литературы, и стал её созерцать. На душе у меня было неспокойно. Я брал, вздыхая, то одну, то другую книгу, зачем-то перелистывал их, некоторые откладывал в сторону, а какие-то бросал обратно.

«Прощайте, друзья! – мысленно говорил я. – Прощай, «Знакомость», адьё, Ролан Барт и Бодрийяр, прощайте, милые, так и не прочитанные томики НЛЮ и Эткинда! Вы мне верно служили! Сколько раз приходившие гости, беспокойным взглядом скользнув по вашим цветным корешкам, с почтением думали: «А ведь здесь живёт не простой парень, а глубокий интеллектуал!». Новые владельцы, возможно, вас внимательней прочитают, простым, остро отточенным карандашом расставляя на ваших полях им одним понятные знаки, а мы расстаёмся навсегда!»

С горечью я представил себе молодого студента, который идёт по переулку, бережно прижимая к груди моего Бодрийяра, и возбуждённо, взахлёб, говорит по телефону:

«Вадик, Вадик, быстро в библиотеку, там какой-то чудак принёс ценные книги. Представляешь, раздают бесплатно французскую философию! Да. Лаку – Лабард есть. Беги скорей, пока всё не разобрали!». И тут чуть не расплакался и едва не передумал.

Наконец, в два часа пришёл Дима и, деловито взглянув на книги и мешки, спросил:

- Ну, что? Будем паковать?

У нас получилась одна большая икеевская сумка и четыре мешка. Мы спустили их вниз, к ожидавшему такси, и минут через пять подъехали к библиотеке.

- Сюда, сюда заносите, – распахивала перед нами двери пожилая дама, – ставьте мешки здесь. Потом можете их забрать.

- Нет уж. Берите вместе с мешками, – усмехнулся я.

Дима быстро стал разгружать сумку.

- Что же у вас так пусто? – спросил я с недоумением. – Где книги? Здесь одни старые журналы!

- Предыдущую партию всю разобрали.

- А это что? – сказал я указывая на шесть томов Шолом-Алейхема, одиноко лежащие на столе. – Их тоже кто-то берёт?

- Шолом-Алейхем? Он у нас уже два месяца. Его никто не хочет брать. А может... может... вы возьмёте?

- Шабанов, сумку!

Бережно, осторожно уложил тяжёлые, драгоценные тома классика. А потом сказал, улыбаясь непонятно чему:

- Пошли домой, Димочка, попьём водки и поговорим о Саре Зельцер. Думаю, Шолом-Алейхем возражать не будет.

Mir hobn gesungen

Zum 110. Geburtstag von Schmerke Kaczerginski (1908-1954)

Von Marion Eichelsdörfer

„Singen vereinigte unsere Seelen, hob unsere Herzen und stärkte unsere Muskeln“¹, schrieb der Wilnaer jiddische Schriftsteller, Dichter und ehemalige Partisan Schmerke (Schmarjahu) Kaczerginski. Er wurde am 28. Oktober 1908 als Kind einer armen jüdischen Familie geboren. Seine Eltern, Wolf und Alte, verstarben wegen großer Entbehrungen des Lebensunterhalts während der ersten Monate des Ersten Weltkrieges.

Schmerke, gerade sechs Jahre alt, und sein jüngerer Bruder Jankl wuchsen bei einem Großvater und anderen Verwandten auf. Kaczerginski besuchte die städtische Talmud-Tora Schule in Wilna, an der vor allem Kinder aus bedürftigen Familien unterrichtet wurden.² Unterrichtssprache war Jiddisch, bis auf den Bibel- und Talmudunterricht sowie jüdische Geschichte, die auf Hebräisch unterrichtet wurden. Zur Schule gehörte ein Internat für über dreihundert Waisenkinder, vor allem Kriegswaisen, die nach dem Krieg in den Straßen der Stadt herumirrten. Kaczerginskis Lehrer, Dr. Jom Tow Lewinski, erinnert an seinen Schüler: „Er war von kleiner Statur, mit einem geschwollenen Bauch und einer hervorstehenden Stirn, Anzeichen der ‚englischen Krankheit‘ [Rachitis], die ihn in frühen Kinderjahren auf Grund der schlechten Ernährung während des Krieges plagte. Ein Paar gutmütige Augen leicht schielende Augen, mit einem weisen Lächeln auf den Lippen. Ich kannte ihn schon als 12-jährigen Jungen, einer der ältesten Bewohner der Talmud-Tora-Schule. Seine Freunde schätzten ihn, weil er treu ihre Interessen bei der Schulverwaltung vertrat, bei der er beliebt war und akzeptiert wurde.“³

Nach Abschluss der Talmud-Tora-Schule besuchte Kaczerginski eine weiterführende Abendschule und verdiente nebenbei in der Lithographie-Druckerei von Hirsch Ajsenstadt etwas Geld. Als Jugendlicher zogen ihn kommunistische Jugendorganisationen an. Da sie die Dienste von Druckern benötigten, um ihre Flugblätter und Plakate zu drucken, nahmen sie Kaczerginski als Schriftsteller und Drucker gerne in ihren Kreis auf.⁴

So hatte er Kontakt zu verbotenen kommunistischen Gruppierungen und wurde

mehrmals für längere Perioden verhaftet. In den 1920er Jahren wurden zwei seiner Gedichte über den Klassenkampf und das Ringen ums tägliche Überleben in Polen populär. Eines war *Bajnacht is gefaln schnej* (In der Nacht fiel Schnee), das wohl weite Verbreitung in Polen gefunden hat, aber nie in eine Sammlung aufgenommen bzw. schriftlich festgehalten wurde. Das andere war das bis heute bekannte und oft gesungene Lied *Tates, mames, kinderlech [bojen baridkadn]* (Väter, Mütter, Kinder [bauen Barrikaden]), das Kaczerginski mit 15 Jahren für die Arbeiterjugend von Wilna verfasste. Die Originalaufnahme des Liedes, gesungen von Kaczerginski selbst, kann man auf der YIVO-Homepage *The Ruth Rubin Legacy – Archive of Yiddish Folksongs* hören.⁵ Ruth Rubin (1906–2000) hatte ab 1947 eine umfangreiche Feldstudie unter jüdischen Immigranten in New York begonnen. Sie suchte Kontakt zu den Neuankömmlingen und nahm ca. tausend jiddische Lieder der Überlebenden auf.⁶ Mit Kaczerginski führte sie 1948 ein umfangreiches Interview, bei dem er auch Lieder vortrug. Insgesamt lassen sich im online-Archiv dreiundzwanzig von Kaczerginski gesungene Lieder hören.

1929 wurde Kaczerginski Mitglied der von Salmen Rejsen gegründeten Schriftsteller- und Künstlergruppe *Jung Wilne*. Bisher hatte er Kurzgeschichten mit radikalem Gedankengut geschrieben und war Korrespondent und Reporter für Literaturzeitschriften der halblegalen linken Presse in Polen und für die kommunistische Tageszeitung *Morgn-frajhajt* in New York.⁷

Unter den aktivsten Mitgliedern von *Jung Wilne* waren ungefähr zwanzig Schriftsteller, Bildende Künstler und Dichter, darunter insbesondere seine engsten Freunde Chaim Grade (1910–1982), Abraham Sutzkewer (1913–2010) und Lejser Wolf (1910–1943), der später während des Krieges in einem Flüchtlingslager in Zentralasien verstarb.⁸ Kaczerginski organisierte die Abendveranstaltungen des Zirkels und war Herausgeber der drei Sammelbände, die zwischen 1934–1936 zusammengestellt wurden.⁹

Unter den Bedingungen des deutsch-sowjetischen Nichtangriffspaktes wurde Wil-

na Hauptstadt Litauens, nachdem Polen von den Deutschen im September 1939 besetzt worden war. Während dieser Zeit Litauens unter sowjetischer Kontrolle engagierte sich Kaczerginski noch stärker im Bereich der jiddischen Kultur. Aber gleichzeitig war er auch zunehmend enttäuscht von der Einstellung des sowjetischen Regimes gegenüber jüdischer Kultur. Er erlebte, wie jiddische Zeitungen zensiert und personell umstrukturiert wurden sowie die Verhaftung prominenter jüdischer Kulturschaffender, darunter auch Salman Rejsn.¹⁰

Bereits im Juni 1941 marschierten schließlich die Deutschen bei ihrem nun ehemaligen Verbündeten ein. Weil er einen zu starken jiddischen Akzent hatte, wenn er Polnisch sprach, stellte sich Kaczerginski taubstumm und wanderte durch Dörfer und Städte. Dies glückte ihm allerdings nur während der ersten Besatzungszeit durch die Nationalsozialisten. Zu Beginn des Jahres 1942 wurde er schließlich enttarnt und ins Wilnaer Ghetto gebracht.¹¹

Im Ghetto engagierte er sich sehr stark bei kulturellen Aktivitäten, indem er Theaterproduktionen, literarische Abende und Bildungsprogramme organisierte. Er leitete den Jugendclub, für den er seine weit bekannt gewordene *Jugnt-himen* (Jugendhymne) schrieb. Abraham Sutzkewer, der auch im Ghetto an seiner Seite war, schrieb über Kaczerginski: „Die Kinder des Jugendclubs waren keine Waisen mehr. Er, der wahre Weise ist ihnen zum Vater geworden. Seine Lieder, seine Liebe zu den Ghetto-Kindern konnte Wunden heilen.“¹²

Es scheint, dass Kaczerginski in dieser Zeit seine erste Frau Barbara Kaufman kennenlernte und heiratete. Allerdings verwitwete er bereits im April 1943 und verfasste in Erinnerung an seine Frau das populär gewordene Lied *Friling* (Frühling).¹³ Im gleichen Jahr verfasste er das Gedicht *Schtiler, schtiler*, das von Alexander Volkoviski (später Alexander Tamir) für einen Wettbewerb im Ghetto vertont wurde. Geschrieben hatte Kaczerginski dieses Gedicht in Erinnerung an die Massenmorde in Ponar, bei denen auch Kaczerginskis jüngerer Bruder ums Leben gekommen war.¹⁴ Dieses Lied wurde im Ghetto zum ersten Mal vorgetragen und

ist bis heute eines der bekanntesten Lieder aus der Zeit der Schoa.

Im Juni 1941 kam mit dem Einsatzstab Rosenberg eine besondere Abordnung der Nationalsozialisten in Wilna an. Im Gepäck hatten sie Listen jüdischer Bibliotheken, Museen und anderer besonderer Sammlungen. Sie wollten Materialien für das *Institut zur Erforschung der Judenfrage* in Frankfurt sammeln, damit vermeintliche Wissenschaftler nach der Ermordung des europäischen Judentums daran Forschungen über die Juden vornehmen könnten. Auf der Liste des Einsatzstabes befanden sich die Strascun-Bibliothek, im 19. Jahrhundert von Matisjahu Strascun (1817–1885) gegründet, und das YIVO Institut. Als die jüdische Bevölkerung Wilnas ins Ghetto gezwungen wurde, begann gleichzeitig die Zerstörung jüdischer Kulturgüter. Das YIVO Institut wurde zum Sammelpunkt der Materialien. Die Nationalsozialisten stellten eine Gruppe von Zwangsarbeitern zusammen, die alles katalogisieren und sortieren sollte. Darunter befanden sich auch Schmerke Kaczerginski und Abraham Sutzkewer sowie Selig Kalmanovitch, der vor dem Krieg Co-Direktor des YIVO war.¹⁵

In der sogenannten „Papierbrigade“ riskierten die Gruppenmitglieder ihr Leben, um die wichtigsten und wertvollsten Stücke zurück ins Ghetto zu schmuggeln oder sie verbündeten Polen zur Aufbewahrung mitzugeben. Im Ghetto wurden tausende Bücher, Dokumente und künstlerische Werke vergraben, in der Hoffnung sie nach dem Krieg wieder bergen zu können. Kaczerginski beschreibt in seinen Lebenserinnerungen *Partisaner gegen!* (Vorwärts Partisanen!) die Arbeit in der Gruppe:

„Bis zu vierzig Juden gingen täglich vom Ghetto zu dieser Arbeit im YIVO. Unter diesen Personen war [...] der Literat und Bundist Herman Kruk, die Verwalterin des ‚Esther Rachel Kaminski – Theater Museums‘ am YIVO Ume Olkinitzki, der Dichter Abraham Sutzkewer, die Lehrer Ljubotzki, Rachel Pupko-Krinski [...]. Die Deutschen verlangten von uns, die Bücher zuerst nach Sprachen und Jahrhundert ihres Erscheinens zu sortieren. Wenn ein Teil der Bücher nach dieser Ordnung aussortiert war, kam der Chef Willi Schäfer (aus Kassel) und führte nach seinem Vermögen die endgültige Sortierung aus. Er verstand nicht, um welche Bücher es sich handelte, deshalb schaute er hauptsächlich auf den Einband. Einen schön gebundenen Band legte er zur Seite. Der größte Teil Bücher aber war alt und schlecht gebunden, also warf er sie

auf den Boden und dort sammelten sie Transportarbeiter auf, brachten sie in ein Lager, von wo aus sie mit Lastwägen in die Fabrik gebracht wurden, um sie zu weißem Papier zu verarbeiten.

Zehntausende Bücher, unter ihnen viele Unikate wie alte Ausgaben aus Venedig, Saloniki, Amsterdam, Prag, Krakau, Wilna sind in den Papier-Krematorien verschwunden [...]. Wir versuchten mit allen Kräften die Arbeit zu verlangsamen [...], begannen von den Deutschen alles zu stehlen, was möglich war und versteckten es. Die Juden im Ghetto schauten auf uns wie auf Verrückte. Alle schmuggeln unter der Kleidung und in den Stiefeln Essen ins Ghetto und wir schmuggeln Bücher, Papierchen oder manchmal eine Tora, Mesusot, [...]. Wir mussten uns vor den eigenen Leuten in Acht nehmen, vor den Deutschen im YIVO, vor den Deutschen beim Ghettotor, und in der Nacht vergruben wir alles bei Kerzenschein.“¹⁶

Kaczerginski war zudem Mitglied der Partisanengruppe *Farejnikte Partisaner Organizazje* (FPO). Das YIVO-Haus lag außerhalb des Wilnaer Ghetto und er schmuggelte neben jüdischen Kulturgütern auch Waffen ins Ghetto hinein. Trotz der gefährlichen Lage in diesen Monaten hörte Kaczerginski nicht auf, selbst neue Lieder über Ghetto-Themen zu schreiben: *Dos elnte kind* (Das einsame Kind) über ein Mädchen, das getrennt von der Mutter heimlich in einem christlichen Haushalt aufwächst; das düstere Wiegenlied *Mariko* (Marie) vom Verschwinden einer Mutter oder auch die Ballade *Itsik Witnberg* über den Selbstmord des Partisanenführers der FPO.¹⁷

Diese Lieder wurden bei Zusammenkünften gesungen und verbreiteten sich im Ghetto sehr schnell weiter. Doch man musste sich davor hüten, dass die Texte von den Deutschen gehört oder verstanden wurden. In seinem Sammelband *Dos gesang fun vilner geto* (Das Lied vom Wilnaer Ghetto, 1947) beschrieb Kaczerginski exemplarisch eine solche Situation: „Man durfte im Ghetto kein schlechtes Wort über die Mörder verlieren. Näherte sich ein Deutscher, gab es gleich das Signal: Äpfel! Das hieß: Ein Deutscher kommt! (Das kam daher, dass in der Winterzeit im Wilnaer Krankenhaus viele erfrorene Deutsche eingeliefert wurden, „wie gefrorene Äpfel“ wurde dazu gesagt.) Oder wenn der jiddische Chor im Wilnaer Ghetto das Lied *Schtiler, Schtiler ponar zu* (es führen Wege nach Ponar) ändern in *s'firn wegn izt ahinzu* (es führen Wege jetzt dorthin) und anstatt *dos Kind geht ojf ponar zu* (das Kind geht nach

Ponar) musste man singen *dos Kind nemt zu der har* (das Kind nimmt zu sich der Herr). Das Wort Ponar durfte nicht erwähnt werden, obwohl dort achtzigtausend Opfer umgekommen sind.“¹⁸

Im September 1943 entkam Kaczerginski, gemeinsam mit Abraham Sutzkewer sowie anderen Mitgliedern der FPO dem Wilnaer Ghetto. Die Flucht gelang kurz vor der Auflösung des Ghettos am 23. und 24. September. In den Narotsch Wäldern schlossen sie sich sowjetischen Partisanen an, wo Kaczerginski bis zur Befreiung im Juli 1944 kämpfte. Für diese Partisaneneinheit schrieb er Lieder wie *Jid, du partisaner* (Der jüdische Partisan) und überarbeitete eine Reihe sowjetischer Lieder als jiddische. Der erste Jahrestag des Aufstandes im Warschauer Ghetto veranlasste ihn sein Lied *Warsche* (Warschau) zu Ehren der Kämpfer zu verfassen.¹⁹ Seine eigenen Zeugenaussagen über das Geschehene und seine Erfahrungen als Partisan verschriftlichte er in den Büchern *Churbn Vilne* (Die Zerstörung Wilnas, 1947), *Partisaner gegen!* (Vorwärts Partisanen!, 1947) und *Ich bin gewesen a partisan* (Ich war Partisane, 1952).

Nach der Befreiung 1944 kehrten Kaczerginski und Sutzkewer nach Wilna zurück und engagierten sich im Wiederaufbau jüdischen Lebens in der Stadt. Sie machten die Orte, an denen sie jüdische Kulturgüter vergraben hatten, wieder auffindig und gründeten ein jüdisches Museum. Weil aber die Mitarbeiter des Museums schnell merkten, dass die Zukunft des Museums unter sowjetischer Regierung sehr unsicher sein würde, bemühten sie sich, die wichtigsten Materialien außer Landes zu bringen. Der Teil, der dem YIVO in New York übergeben wurde, erhielt den Namen Sutzkewer-Kaczerginski Sammlung. Hierunter befanden sich unter anderem auch die Tagebücher von Selig Kalmanovitch und Herman Kruk, andere Dokumente aus dem Ghetto und der Schoa-Zeit sowie ein Teil der Vorkriegssammlung des YIVO.²⁰

Kaczerginski begann sofort nach Kriegsende Sammlungen von Liedern und Zeugnisaussagen zu publizieren, die er gesammelt hatte. Im Jahr 1946 verließ Kaczerginski Polen und ließ sich zeitweise in Lodz nieder, wo er Mitarbeiter und Herausgeber des Organs der zionistisch-sozialistischen Bewegung *Po'ale Zion* war. Für die *Zentrale Jüdische Historische Kommission* stellte er den Band *Undser gesang* (Unser Lied, 1947) zusammen. Dies war eine erste Anthologie jüdischer Lieder, die in Polen nach dem Krieg veröffentlicht wurde und die erste überhaupt, die Lieder aus dem Ghetto enthielt.²¹

Kaczerginski sammelte weiteres Folklore-material, aus dem dann schließlich seine Sammlungen *Dos gesang fun vilner geto* (Das Lied vom Wilnaer Ghetto, 1947) und *Lider fun di getos un lagern* (Lieder der Ghettos und Lager, 1948) entstanden. Diese letzte Anthologie mit 235 Liedern und Gedichten bestand sowohl zu Teilen aus gesammelten Materialien als auch aus den selbst verfassten Arbeiten Kaczerginskis.²² Jedoch hatte Kaczerginski nie eine musikalische Erziehung genossen und konnte die Melodien, die er gesammelt hatte, nicht selbst notieren. Stattdessen lernte er sie und trug sie später jemandem, der die Musik niederschreiben konnte, vor. In Lodz traf er auf zwei musikalische Unterstützer: Leon Wajner (1898–1979), er bereitete die Noten für den Band *Undser gesang* für den Druck vor, und Dawid Botwinik²³ (geb. 1920), ein Wilnaer und Überlebender des Ghettos und mehrerer Lager, notierte dutzende der Lieder, die Kaczerginski gelernt hatte. Beide vertonten auch Gedichte Kaczerginskis neu.²⁴

Von Lodz ging Kaczerginski zusammen mit seiner zweiten Ehefrau Meri Szutan, mit der er 1947 seine einzige Tochter Libele bekam, zunächst nach Paris. Der zunehmende Antisemitismus und insbesondere nach dem Pogrom in Kielce vom 1. Juli 1946, in dessen Vorfeld das jahrhundertalte Gerücht der Kindesentführung und des Ritualmordes gestreut wurde, veranlasste, Kaczerginski wie viele jiddische Kulturschaffende, die Hoffnung auf neues jüdisches Leben in Polen aufzugeben. Kaczerginski hatte zusammen mit anderen jüdischen Journalisten Kielce aufgesucht und die Reportage *Was ich hob gesen un gehert in kelts* (Was ich in Kielce gehört und gesehen habe) verfasst. Er musste feststellen, dass die Opfer des Pogroms sich vor den polnischen Landsleuten verstecken mussten und selbst unter dem Druck der Rechtfertigung standen.²⁵

Von Paris aus besuchte Kaczerginski siebzehn DP-Lager in der amerikanischen Besatzungszone und gab Lesungen, sammelte neues Material und machte Tonaufnahmen für die Jüdische Historische Kommission in München.²⁶ „Diese Kommission war ab Ende Dezember 1945 drei Jahre lang tätig. Nachdem die Kommission ihre Arbeit abgeschlossen hatte, wurden die Dokumente nach Israel gebracht und zur Aufbewahrung dem Archiv von Yad Vashem übergeben, wo sie in der Abteilung M1 zu finden sind. [...] Diese Aufnahmen umfassen etwa sechzig Lieder. Die meisten davon werden in jiddischer Sprache und ohne Begleitung vorgetragen. Meist ist der Name des

Sängers nicht dokumentiert und auch die Texte sind im Archiv nicht erhalten.“²⁷ Auf der Webseite der online-Ausstellung „Jüdische Musik aus der Zeit des Holocaust“²⁸ wird eine Sammlung von zwanzig Liedern vorgestellt.

Im Frühjahr 1950 besuchte Kaczerginski Israel und hatte eigentlich vor, sich dort mit seiner Familie niederzulassen. Allerdings erreichte ihn ein Stellenangebot vom argentinischen Ableger des Jüdischen Kulturkongress in Buenos Aires und so ging er bereits im Mai 1950 nach Argentinien, wo er schnell in jüdischen Kulturkreisen als Herausgeber und Redner bekannt wurde.²⁹ „Seine Ankunft in Argentinien wurde zu einem großen Ereignis der Zuneigung und Begeisterung für den Kämpfer und Sänger des jüdischen Wilna und für den unermüdlichen Arbeiter der jiddischen Kultur. Seine Ankunft in Argentinien war ein großes Ereignis im Leben der argentinischen jüdischen Gemeinde und tausende Menschen werden sich noch sehr lange an den grandiosen Empfang zu seinen Ehren und an die überfüllten Säle während seiner ersten Vorträge erinnern, denen man mit angehaltenem Atem lauschte. Innerhalb kürzester Zeit erwarb er die größte Liebe des argentinischen Judentums.“³⁰

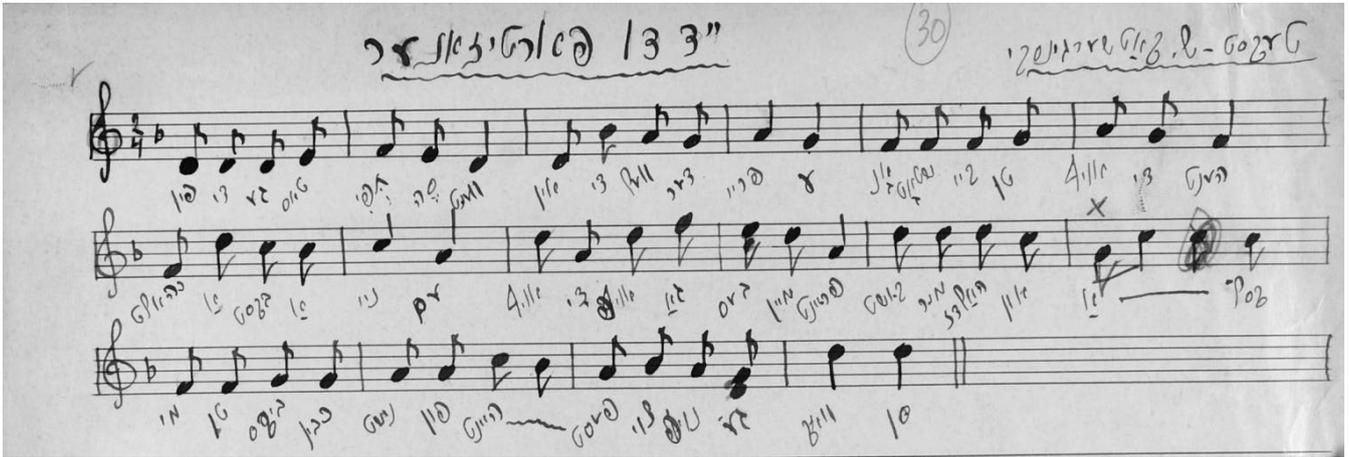
In Argentinien verfasste Kaczerginski seine Lebenserinnerungen auf der Basis seiner Tagebuchhefte, die er während des Krieges geführt hatte. Seine zweibändigen Memoiren erschienen unter dem Titel *Ich bin gewen a partisan: die grüne legende* (Ich war ein Partisan: Die grüne Legende). Außerdem stellte er mit *Geto un jisroel lider* (Lieder des Ghettos und Israels) eine weitere Lied-Anthologie zusammen und verfasste zudem neue Lieder.³¹

Kaczerginski reiste sehr viel, wie Pass- einträge allein von März bis Juni 1953 zeigen: Ecuador, Brasilien, Kanada und USA.³² Sein plötzlicher Tod bei einem Flugzeugabsturz 1954, er war auf der Rückreise von einer Vortragsreihe, verursachte in weiten Kreisen große Trauer. Ein Jahr später erschien zu Ehren Kaczerginskis ein Gedenkbuch mit Würdigungen befreundeter Schriftsteller und Mitstreiter sowie mit einigen bis dahin unpublizierten Texten Kaczerginskis. Sein langjähriger Freund und Weggefährte, Abraham Sutzkewer, äußerte sich hierin fassungslos zum Tod Kaczerginskis: „Im Ghetto haben wir einen Bund geschlossen: Wir werden uns niemals trennen. Der Bund basierte auf einer bereits fünfzehnjährigen Freundschaft und wurde im Ghetto mit Blut besiegelt. Und jetzt – wer hat den Schwur gebrochen? Wer ist der Schuldige? Wie kann man den Tod vor

Gericht stellen? [...] was war das Geheimnis seiner Persönlichkeit? Warum beweinen ihn Tausende? Nicht nur weil er ein gefühlvoller Schreiber war. [...] Er besaß noch etwas, das ihn sicher einzigartig macht: Freundschaft und Loyalität.“³³

Fußnoten

- 1 Kaczerginski, Schmerke: *Dos gesang fun wilner geto*, Paris 1947, S. 9.
- 2 Werb, Bret: *Yiddish Songs of the Shoah: A Source Study Based on the Collections of Shmerke Kaczerginski*, Los Angeles 2014, S. 7.
- 3 Schmerke Kaczerginski *Odenk-Buch*, hg. von einem Komitee unter dem Vorsitz von Mark Turkow, Buenos Aires 1955, S. 96.
- 4 Werb, S. 10.
- 5 „Tates mames kinderlech bojen barikadn,“ YIVO Online Exhibitions [https://exhibitions.yivo.org/items/show/1879].
- 6 YIVO: The Ruth Rubin legacy, online-Archive und Ausstellung [https://exhibitions.yivo.org/exhibits/show/ruth-rubin-sound-archive/who-was-ruth-rubin].
- 7 Novershtern, Avraham: *Kaczerginski, Shmerke*, in: YIVO Encyclopedia of Jews in Eastern Europe, 17 August 2010. [http://www.yivoencyclopedia.org/article.aspx/Kaczerginski_Shmerke].
- 8 Werb, S. 14.
- 9 Novershtern, Kaczerginski.
- 10 Werb, S. 17.
- 11 Novershtern, Kaczerginski.
- 12 *Odenk-Buch*, S. 113.
- 13 Werb, S. 17.
- 14 Ebd., S. 8.
- 15 YIVO: *The Paper Brigade: Smuggling Rare Books and Documents in Nazi-Occupied Vilna*, on-site Exhibition, New York 2017. [https://yivo.org/The-Paper-Brigade].
- 16 Kaczerginski, Schmerke: *Partisaner gejen*, 2. Verbesserte Auflage, Bamberg 1948, S. 67–69.
- 17 Werb, S. 20.
- 18 Kaczerginski, *Dos gesang fun wilner geto*, S. 9f.
- 19 Werb, S. 22.
- 20 Novershtern, Kaczerginski.
- 21 Werb, S. 25.
- 22 Ebd., S. 6.
- 23 Botwinik, David: *From Holocaust to Life: New Yiddish Songs*. New York 2010.
- 24 Werb, S. 25.
- 25 *Odenk-Buch*, S. 385–391.
- 26 Ebd., S. 28.
- 27 „Sag niemals, du gehst den allerletzten Weg“ – *Jüdische Musik aus der Zeit des Holocaust*, online-Ausstellung von Yad Vashem [https://www.yadvashem.org/yv/de/exhibitions/music/after_holocaust.asp].
- 28 https://www.yadvashem.org/yv/de/exhibitions/music/intro.asp.
- 29 *Odenk-Buch*, S. 31.
- 30 Ebd., S. 12.
- 31 Werb, S. 33.
- 32 Ebd.
- 33 Ebd., S. 113f.



Beispiel aus einer Sammlung von Kaczerginskis handgeschriebenen Noten, aus dem Wilnaer Ghetto, als Partisane in den Wäldern und nach dem Krieg. Hier die Noten zum Lid *Jid du partisaner* (Yad Vashem Digital Collections, Itemnr.: 3698199; Dok 31).

פּרילינג

איך בלאנדזשע אין געטא
פון געסל צו געסל
און קען ניט געפינען קיין אָרט;
ניטא און מיין ליבער,
ווי טראַגט מען אַרבעט?
מענטשן, אַ זאָגט כאַטש אַ וואָרט.
עס לויבט אויף מיין היים איצט
דער הימל דער בלויער —
וואָס זשע האָב איך איצט דערפון?
איך שטיי ווי אַ בעמלעך
ביי יעטוועדן טויער
און בעסל, — אַ ביסעלע זון.

צוזאָגט: פּרילינג, נעם צו מיין טרויער,
און ברענג מיין ליבסטן,
מיין טרויער צוריק.
פּרילינג, אויף דיינע פליגל בלויע,
אַ נעם מיין האַרץ מיט
און גיב עס אַם מיין גליק.

איך גיי צו דער אַרבעט
פאַרביי אונדזער שטיבל,
אין טרויער — דער טויער פאַרמאַכט.
דער טאַג אַ צעהעלטער,
די בלומען פאַרוועלקטע,
זיי וויאַנען, — פאַר זיי איז אויך נאַכט.
פאַרנאַכט אויף צוריקוועקט,
עס נאַיעט דער טרויער,
אַט דאָ האַסטו, ליבסטער, געוואַרט.
אַט דאָ אינעם שאַטן

נאָך קענטיק דיין טראַט און,
פלעגסט קושן מיך ליבעלעך און צאָרט.

פּרילינג נעם צו מיין טרויער...

ס'איז היינאָר דער פּרילינג
גאַר פרי אַנגעקומען,
צעבליט האַט זיך בענקשאַפט נאָך דיר.
איך זע דיר ווי איצטער
באַלאָדן מיט בלומען,
אַ פריידיקער גייסטו צו מיר.
די זון האָט פאַרגאַסן
דעם גאַרטן מיט שמראַלן,
צעשפּראַצט האַט די ערד זיך אין גרין.
מיין טרויער, מיין ליבסטער,
ווי ביסטו פאַרפאַלן?
די גייסט ניט אַרויס פון מיין זין.

פּרילינג נעם צו מיין טרויער...

טאַטעס מאַמעס קינדערלעך.

טעקסט: ש. קאַטשערגינסקי.



טאַטעס, מאַמעס, קינדערלעך בויען באַריקאָדן,
אויף די גאַסן גייען אַרום אַרבעטער־אַטריאַדן.

ס'איז דער טאַטע פרי פון שטוב אַוועק אויף דער פאַבריק,
וועט ער שוין אין שטיבעלע ניט קומען היינט צוריק.

ס'ווייסן גוט די קינדערלעך, דער טאַטע וועט ניט קומען,
ס'איז דער טאַטע היינט אין גאַס מיט זיין ביקס פאַרנומען.

ס'איז די מאַמע אויך אַוועק אין גאַס פאַרקויפן עפל,
שטייען אין קיך פאַריותומטע די טעלעך מיטן טעפל.

— ס'וועט ניט זיין קיין וועטשערע — זאָגט הנהלע די יאַטן, —
ווייל די מאַמע איז אַוועק צוהעלפן דעם טאַטן...

פלוצלינג — טראָד! אַ פולע איז אַרײן אין קליינעם שטיבל,
פאַרבייגעפלויגן הנהלען געמאַכט אין וואַנט אַ גריבל.

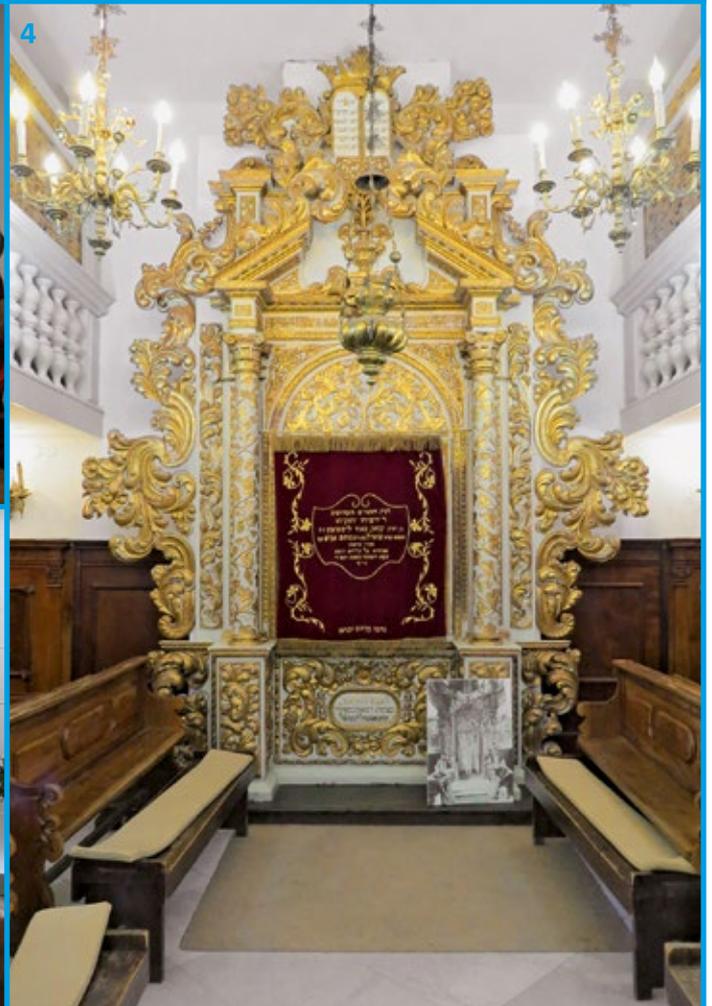
— אויב אַזוי — זאָגט הנהלע — קינדער קומט מיט מיר!
מאַטיע נעם די גרויסע קאַרב, מאירקע — די טיר. —

די שופלאָדן פון קאַמאַר, מיט אַן אַלמע פאַם,
אַ באַריקאָדע שטעלן מיר אויף אין מיטן גאַס.

די באַריקאָדע אויסגעשטעלט, אין שטיבל ניטאָ קיינער,
לויפן פאַליציי פאַרביי, די קינדער וואַרטן שטיינער.

וואָס מיר, ווען מיר וועטשערע, עס דונערן האַרמאַטן,
די קינדערלעך פון שטיבעלע העלפן מאַמען־טאַטן...

טאַטעס, מאַמעס, קינדערלעך בויען באַריקאָדן,
אויף די גאַסן גייען אַרום אַרבעטער־אַטריאַדן.



Die Bildunterschriften finden Sie auf Seite 2, Beiträge zu den Bildern im Heft.